

Anzeigenpreis: $\frac{1}{84}$ Seite 3.75, $\frac{1}{32}$ Seite 7.50, $\frac{1}{16}$ Seite 5.—, $\frac{1}{8}$ Seite 30.—, $\frac{1}{2}$ Seite 60.—, $\frac{1}{2}$ Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— floto. Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 e ralte min. 2 e 0.60 fl. von außerh. 0.80 fl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 12. cr. 1,65 Zl. , durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle **Nationalw.**, Beatestraße 29, durch die Filiale **Königsb.**, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteurs.

Redaktion und Geschäftsstelle: Rattowitz, Seatestraße 25 (ul. Rosciuska 29), Postfach 20, Filiale Rattowitz, 300174. – Fernverkehr-Anschlüsse: Geschäftsstelle Rattowitz: Nr. 2037; für die Redaktion: Nr. 2004.

Keine wesentlichen Veränderungen in den bisherigen Ministerien — Pilsudski bleibt Kriegsminister — Sonnabend Bestätigung durch den Staatspräsidenten

auch im neuen Kabinett beibehalten werde. Ebenso wird jedenfalls auch Zaleski auf seinem Posten bleiben. Die Regierungsbildung soll spätestens Sonnabend mittag beendet sein, worauf Professor Bartel sich mit der Ministerliste zum Staatspräsidenten nach Spala begeben wird. Am Freitag nachmittag hatte Bartel eine längere Besprechung mit Marshall Piłsudski.

Die Sozialdemokratie klebt nicht an der Regierung — Auch in der Opposition Erfüllung der Staatspflicht

nisse sie an dem neuen Haushaltsplan vorzunehmen gedächten. Die Gegensätze zwischen der Sozialdemokratie und den bürgerlichen Koalitionsparteien würden auch von der Sozialdemokratie erkannt. Wenn die Sozialdemokratie ihnen zum Trost in der Regierung geblieben sei, so wegen ihres starken Verantwortungsgefühls gegenüber der Staatsnotwendigkeiten. Daß sie nicht an der Regierung und dieser Koalition bleibe, dürste jedermann wissen. Wolle die Volkspartei zu den Deutschnationalen zurückkehren und hoffe sie mit ihnen Finanzreform des Unternehmertums durchführen zu können, so solle sie ihre Straße ziehen. Die Sozialdemokratie habe ihre Pflicht gegen den Staat und gegen die arbeitende Bevölkerung innerhalb der Regierung getan und würde sie auch in der Opposition zu erfüllen wissen.

Ein Förderer und Verehrer Deutschlands

Man kann ohne jeden Vorbehalt sagen, daß der Auditor des in Deutschland außerordentlich beliebten Botschafters Schurz-



Botschafter Schurmann

mann in Berlin großes Bedauern verursachen wird, und daß man ihn nur ungern scheiden sieht, denn er hat sich seit der Zeit seines Amtsantrittes im Juni 1925 die Wertschätzung und das Vertrauen aller derjenigen erworben, mit denen er in beruflicher Beziehung.

Berlin. Botschafter Schurmann, der sich in den 4½ Jahren seiner Berliner Amtstätigkeit um die Verbesserung der deutsch-amerikanischen Beziehungen außerordentlich

verdient gemacht hat, steht im 76. Lebensjahre. Trotz dieses auch für einen Diplomaten verhältnismäßigen hohen Alters hat er das schwere Amt eines Botschafters sehr geschickt und erfolgreich verwaltet. Dabei beschränkte sich sein Interesse nicht nur auf Dinge der Politik und der Diplomatie. In zahlreichen wissenschaftlichen Vereinigungen hat sein Name einen außerordentlich guten Klang. In aller Erinnerung ist noch die am 5. Mai 1928 erfolgte Ernennung Schurmanns zum Ehren doktor der Universität Heidelberg für Verdienste, die er sich um die Universität erworben hat. Am gleichen Tage wurde bekanntlich auch Dr. Stresemann zum Ehrendoktor der Universität Heidelberg ernannt.

London. Das Foreign Office veröffentlicht den Text der zwischen dem neuernannten sowjetrussischen Botschafter in London, Sokolnikow, und dem Außenminister Henderson am 20. Dezember gewechselten Noten, die sich auf die politische Propaganda bezogen. Die Noten nehmen Bezug auf den Artikel 16 des am 8. August 1924 zwischen England und Rußland abgeschlossenen Hauptvertrag, worin beide Regierungen sich feierlich zusichern, in gegenseitiger freierlicher Freundschaft zu leben und jedes der Gesetze zu achten. Der Notenwechsel stellt fest, daß auch die auswärtigen britischen Reichsteile Kanada, Australien, Neuseeland, Südafrika, Irland und Newfoundland auf der gleichen vertraglichen Grundlage die diplomatischen Beziehungen zur Sowjetunion aufzunehmen berechtigt seien.

London. Eine Kompanie des Northamptonshire-Regiments ist am Freitag in kriegsmäßiger Ausrüstung in die Altstadt von Jerusalem eingerückt und hat alle strategischen Punkte besetzt. Daneben hat die britische Polizei einen umfangreichen Sicherheitsdienst eingerichtet. Diese ungewöhnlichen Maßnahmen, die nach den vielfachen Zusicherungen der völligen Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung ziemlich überraschend kamen, werden damit begründet, daß im Zusammenhang mit den Gedenktagen für den früheren Ministerpräsidenten des Irakgebietes, Sir Abdul Buhjin, der vor einiger Zeit Selbstmord beging, eine ungewöhnlich große Anzahl von Arabern nach Jerusalem gekommen ist und die letzten Unruhen bei ähnlichen Feiern zu Ehren des Verstorbenen ägyptischen Ministerpräsidenten Zaglul Pascha ihren Anfang genommen hätten.



Der Führer der deutschen Delegation
zur Schlusskonferenz im Haag wird Reichsaußenminister Dr.
Curtius sein.

Bon Dr. Elias Hurwicz.

In ihrer Einstellung gegenüber dem gesamten Komplex der Orientprobleme des Empire befolgt die Labour Party methodisch dasselbe Prinzip, wie in der Innenpolitik: keine gewaltsame und überstürzte Umwälzung, sondern eine langsame, systematische Veränderung der Dinge. Der Grund dieser Haltung liegt hier aber nicht nur in den allgemeinen Anschauungen der Labour Party, nicht nur ferner in dem vielfach hemmenden Widerstand der noch in den Traditionen der überlieferten britischen Orientpolitik stehenden Diehards, sondern ebenso sehr in der Struktur des Empire selbst. Hat doch Rudolf Kjellén dieses über den ganzen Planeten gestreute, räumlich unzusammenhängende Weltreich ein „Bauwerk der britischen Staatskunst“ genannt. Ist nicht bei der Handhabung eines derartigen Kunstwerks große Vorsicht geboten?

Dennoch kann schon heute behauptet werden, daß die wachsende Einsicht in die historische Notwendigkeit der Nationalbewegung der Orientvölker die Labour Party, bei aller Vorsicht, zu einer Aenderung der überlieferten britischen Orientpolitik veranlaßt, die in dem Prinzip des *divide et impera* oder in einem Lavieren zwischen den Dingen bestanden hat. Demgegenüber will die Orientpolitik der Labour-Männer offenbar in ehrlicher Weise dem Selbständigkeitsstreben der Orientvölker Rechnung tragen; ihr wichtigstes Ziel aber ist: Umwandlung der jetzt beherrschten oder bevormundeten Gebiete in *Dominions*, in freie Mitglieder eines föderativen britischen Weltreiches der Zukunft. Das förmliche Versprechen des *Dominion-Status* an Indien, die Aberufung des scharfmachenden Lord Lloyd aus Kairo, sogleich nach der Regierungsübernahme der Labour Party, die Anbahnung eines neuen Regimes in Ägypten, die Veranmeldung des Eintritts des Iraks in den Völkerbund, — ist das alles nicht ein hinlänglicher Beweis für die oben charakterisierte Einstellung?

Um deutlicher zu werden, kann man alle diese Züge der neuen britischen Orientpolitik an dem anglo-ägyptischen Patententwurf studieren, der ja das detaillirteste und zugleich am festigsten umskizzierte Vertragswerk der Labour Party im Orient darstellt. Jene, die den Willen der Labour Party zur Neugegestaltung des Orients leugnen, verweisen auf solche Bestimmungen dieses Vertragsentwurfs, wie z. B., daß die englischen Truppen, die bisher in Kairo stationiert waren, nun nach der Gegend des Suez-Kanals und der Küste des Roten Meeres verlegt werden sollen, was ja lediglich einen Stellungswechsel darstellt; oder auf die Wiederherstellung der englisch-ägyptischen Verwaltungsgemeinschaft im Sudan (anstelle der bisherigen alleinigen Englands), was ja nur die Wiedereinführung des status quo entes sei u. s. w.

Daß es sich indessen bei allen diesen Dingen nicht lediglich um unbedeutende Formalien handelt, beweist der außerordentlich heftige Widerstand, den das Oberhaus Mitte December d. Js. dem neuen Vertragsentwurf entgegensetzte, ganz abgesehen von der Kritik solcher Presse-

organe wie „Daily Express“, „Morningpost“ und „Evening Standard“. Die Hauptvorwürfe, die im Oberhause und erst neuerdings auch im Unterhause von Austen Chamberlain gegen die neue Ägyptenpolitik erhoben wurden, gipfelten darin, daß sie die Besitzungen Englands in Nubien und das Leben und Eigentum der Engländer in Ägypten selbst gefährde. Freilich, diese Kritik schließt wohl über das Ziel hinaus: denn die englische Truppenmacht wird zwar aus der Hauptstadt verlegt, bleibt aber doch im Lande, ebenso wie die Luftstreitkräfte; die Kapitulationen sollen zwar aufgehoben werden, dafür aber die gemischten Gerichte bleiben usw. In alledem offenbart sich der Kompromißcharakter der neuen Orientpolitik. Das diese dennoch als Fortschritt empfunden wird, beweist aber doch wohl am besten ihre Aufnahme in Ägypten selbst: die Hauptorgane der dortigen Presse: „Al-Ahram“ und „Al-Saïa“ begrüßen sie; vor allem aber: der Führer der intransigenten Wafd, Nahas Pasha, bejaht sie gleichfalls! Das Grundmotiv dieser Bejahung besteht darin, daß England nunmehr den Beitritt Ägyptens in den Völkerbund freigibt, daß das bisherige Verhältnis zwischen den beiden Staaten in ein militärisches und politisches Bündnis umgewandelt werden soll und — last not least —, daß Ägypten in finanzieller und wirtschaftlicher Beziehung freie and erhält. Der englische Verwaltungsapparat soll auf einen Justiz- und Finanzberater reduziert werden; sollte aber Ägypten künftighin ausländische Berater aus freien Stücken anstellen, so verpflichtet es sich allerdings, dazu Engländer zu bestellen.

Dieser Verwaltungsabbau führt uns wohl noch in ein weiteres Motiv der Orientpolitik der Labour Party ein: das Motiv der Sparsamkeit (dem letzten Endes auch die Flottenveräußerung mit Amerika entsprungen ist). Denn was für Macdonald und Snowden wichtig ist, kann auch für Henderson nicht gleichgültig sein. Und so sehen wir, daß im Rat das englische Beamtenpersonal bereits auf ein Drittel reduziert worden ist. Die ökonomischen Motive gehen eben mit politischen Hand in Hand: dieser Beamtenabbau geht parallel mit der Bereitschaft zur Annahme des Trats für die Aufnahme in den Völkerbund (i. J. 1932), die die englische Regierung am 4. November d. J. auch formell dem Generalsekretär des Völkerbundes mitgeteilt hat. Die politische Freigabe des Trats entspricht übrigens auch einem sich in neuerer Zeit immer stärker bemerkbar machenden ökonomischen Desinteressement an diesem Lande: die Bohrungsversuche im Mosul-Gebiet scheinen unbefriedigend ausgefallen zu sein. Die überaus wichtige strategische Bedeutung des Trats als Verbindung zwischen dem Mittelmeer und Indien bleibt dennoch auch hier weiter gewahrt, solange britische Flugzeuge im Lande ihre Station haben. Wir sehen: je größer die Lockerung des bisherigen britischen Regimes im Orient ist, desto größer wird die Bedeutung der britischen Luftflotte, deren Zukunftswert ja schon Churchill vor Jahren betont hat.

Weitaus schwieriger liegen für die Labour Party die Dinge in Indien und in Palästina. In Indien, weil das durch Lord Irwin im Namen der englischen Regierung nun auch formell gegebene Versprechen der Umwandlung in ein Dominion eine verwaltungstechnische Aufgabe von riesenhaften Ausmaßen darstellt. Dieser Umstand muß natürlich die Lösung der indischen Frage zumindest auf Jahre verzögern — und dadurch die Ungebuld der indischen Nationalisten steigern. Immerhin hat jenes Versprechen schon heute das Aufgeben des Boykotts englischer Waren bewirkt. Aber die ganze weitere Entwicklung bleibt hier der Zukunft vorbehalten. Das neuerdings gegen Lord Irwin verübte Attentat ist ein wohl von kommunistischer Seite ausgehendes, aber wenig geeignetes Mittel, um diese Entwicklung zu beschleunigen.

Wollte man aber aus der allgemeinen, auf Befriedung des Orients ausgehenden Politik der Labour Party auch eine Befriedung Palästinas herleiten, so würde man, wie mir scheint, einen Fehler begehen. In Orientländern, in denen das Volk bisher nur der britischen Herrschaft gegenüberstand, ist durch die Aenderung des Regimes, wie z. B. Ägypten zeigt, eine Befriedung durchaus möglich. Anders in Palästina, wo der arabische Nationalismus sich zugleich auch an den Juden reißt, und wo keine Aenderung des Regimes im wichtigsten Punkte eintritt, da ja, wie der Kolonialminister Lord Pakenfeld bald nach den Unruhen im Heiligen Lande erklärte, die Labour-Regierung nach wie vor an der Balfour-Deklaration über das „jüdische Nationalheim“ in Palästina festhalten wird. Der etwaige Vergleich mit dem Gegensatz zwischen Hindus und Moslems in Indien würde aber hinken. Denn hier ist der Gegensatz im wesentlichen ein religiöser, zwischen Juden und Arabern aber ein politischer. Palästina bleibt somit eine der unruhigsten Stellen der britischen Orientpolitik auch unter der Labour Party.



Attentat auf Frigoyen

Auf den Präsidenten der Republik Argentinien, Hipolyte Frigoyen, ist am 24. Dezember durch einen italienischen Anarchisten ein Revolverattentat verübt worden. Während der Präsident selber unverletzt blieb, wurde sein Chauffeur getötet und der Polizeichef von Buenos Aires schwer verletzt. Der Attentäter wurde von den Begleitern des Präsidenten erschossen.

Indien fordert völlige Selbstständigkeit

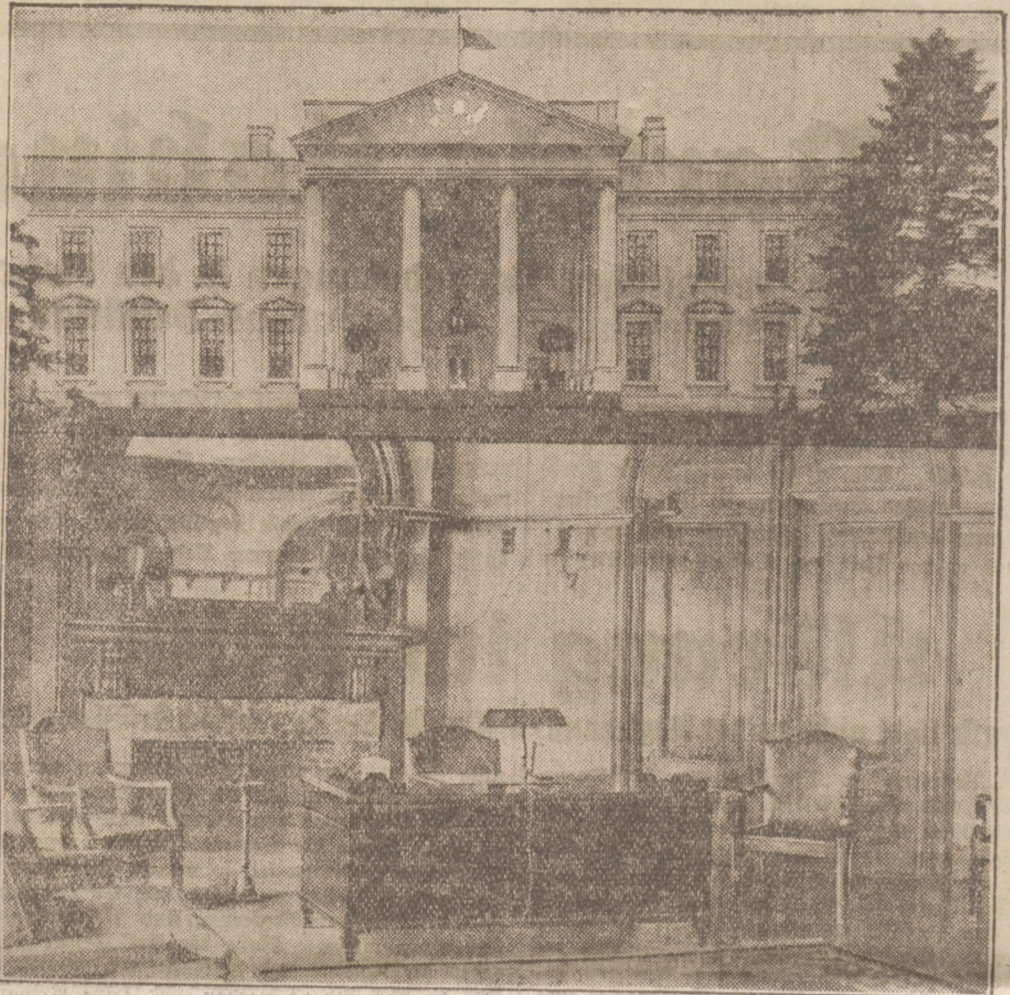
Das Dominionstatus nicht weitgehend genug — Enthaltung von den provinziellen Verwaltungen — Keine Teilnahme an Wahlen

London. Der Vollzugsrat des allindischen Nationalrates, der mit den entscheidenden Vorarbeiten für die am Sonntag beginnenden Plenarverhandlungen des Kongresses beschäftigt ist, hat nach Meldungen aus Lahore eine Entschliebung vorbereitet, die in ihren weitgehenden Forderungen alle Befürchtungen übertrifft und nun auch den Dominionstatus als nicht weitgehend genug ablehnt, die Teilnahme an einer allgemeinen Konferenz mit der britischen Regierung verweigert und völlige Unabhängigkeit für Indien verlangt.

Der Kongress soll jetzt erklären, daß er unter Homerule die völlige Unabhängigkeit verstehe. Der von Pandit Nehru ausgearbeitete Plan eines Dominionstatus wird fallen gelassen und der Kongress gibt — nach der vorbereiteten Entschliebung — der Hoffnung Ausdruck, daß alle in ihm vertretenen Parteien ihre

Anstrengungen ausschließlich auf die Erlangung der völligen Unabhängigkeit richten werden. Der Kongress erklärt unter anderem den völligen Boykott der zentral- und provinziellen gesetzgebenden Versammlungen und ersucht alle an dem Kongress teilnehmenden Personen, sich in Zukunft jeder unmittelbaren oder mittelbaren Teilnahme an Wahlen zu enthalten.

Diese Entschliebung trägt vorläufig noch den Namen von Ghandi und in allen Berichten aus Lahore wird die Auffassung vertreten, daß die Annahme — vielleicht mit geringen Änderungen — kaum noch zweifelhaft sei. Ghandi hatte bis Ende voriger Woche als gemäßigter Vermittler zwischen dem Extremen und gemäßigten Flügel gegolten, ist aber nach der Besprechung zwischen den indischen Führern und dem Vizekönig in das extreme Lager abgewandert.



Der Brand im Weißen Haus

Im Westflügel des Weißen Hauses in Washington, dem Sitz des amerikanischen Präsidenten, brach am Weihnachtsabend ein Brand aus, der beträchtlichen Schaden anrichtete und auch das Arbeitszimmer des Präsidenten Hoover in Mitleidenchaft zog. Alle wichtigen Akten sowie das historische Material der Staatskanzlei konnten rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden. Unser Bild zeigt, unten: das Arbeitszimmer des Präsidenten Hoover; oben: eine Ansicht des Weißen Hauses.

Die Deutschen in Rumänien

Eine Entschliebung des deutsch-österreichischen Volksrates von Rumänien und Siebenbürgen.

Bukarest. Der deutsch-österreichische Volksrat von Rumänien und Siebenbürgen hat in seiner Versammlung am gestrigen Freitag folgende Entschliebung angenommen: Der deutsch-österreichische Volksrat stellt mit Bedauern fest, daß die Bedürfnisse des deutschen Volkes keinerlei Berücksichtigung von Seiten der Regierung finden. Der Staat erfüllt auf keinen Fall die Verpflichtung, die er im Friedensvertrag in bezug auf die Minderheiten übernommen hat. Mit tiefer Enttäuschung und Befremden muß der deutsch-österreichische Volksrat zur Kenntnis nehmen, daß auch der Haushalt für 1930 keine entsprechenden Beträge für die kulturellen Bedürfnisse der nationalen Minderheiten aufweist. Das deutsche Volk fühlt sich dadurch in seinen Rechtsansprüchen auf gleiche Behandlung mit den Rumänen verletzt und legt gegen diese Art der Behandlung entschiedene Verwahrung ein. Wir werden von unseren berechtigten Forderungen nie ablassen, bis der Staat seine Verpflichtungen gegenüber den nationalen Minderheiten voll erfüllen wird.

Aufhebung der Exterritorialität in China

Berlin. Wie ein Berliner Abendblatt aus Nanjing meldet, hat der politische Zentralrat in einer außerordentlichen Sitzung beschlossen, am 1. Januar einen Erlass zu veröffentlichen, durch den die Exterritorialität aufgehoben wird und die in China ansässigen Ausländer den chinesischen Gerichten unterstellt werden. Ein mit diesem Erlass verbündetes Gesetz regelt die Rechtsverfahren zwischen Chinesen und Ausländern.

Die japanische Flottenabordnung in London

London. Die japanische Abordnung für die Londoner Flottenkonferenz unter der Führung des früheren Ministerpräsidenten Wakatsuki und des Marineministers Admiral Taka-rabe ist am Abend des Freitags in London eingetroffen. Auf dem Waterloo-Bahnhof hatten sich der ständige Unterstaatssekretär im britischen Auswärtigen Amt, Sir Ronald Lindsay, auch in Vertretung des Ministerpräsidenten, sowie ein Vertreter der Admiraltät zur Begrüßung eingefunden.

Kommunistische Verschwörung in Korea

Tokio. Die japanische Polizei hat in Südkorea eine kommunistische Verschwörung entdeckt, die die Aufgabe hatte, in Korea Unruhen gegen die japanische Regierung hervorzurufen. Bisher wurden 60 Personen verhaftet. Die Leiter der Verschwörung, angeblich Sowjetrussen, sind nach Rußland geflüchtet.

Rußland und Maxim Gorki

Moskau. Wie aus Moskau amtlich gemeldet wird, hat die Vereinigung der russischen Dichter in Nowosibirsk in der Zeitschrift „Nastojascheje“ einen Artikel veröffentlicht, in dem der russische Dichter Maxim Gorki heftig angegriffen wird. Es wird erklärt, daß Gorki an der Spitze der Antifaschistischen Bewegung stehe und das Sprachrohr der weingardistischen Elemente sei. Der Angriff der sibirischen Dichter gegen Gorki, so heißt es weiter, werde auch von russischen kommunistischen Organisationen unterstützt, die der Ansicht seien, daß, wenn Gorki überzeugter Anhänger des Sowjetregimes sei, er nicht in Italien leben dürfe, wo die Arbeiterklasse durch den Faschismus unterdrückt werde. Das Zentralkomitee der kommunistischen Partei der Sowjetunion hat sich jetzt mit dieser Angelegenheit befaßt und der genannten Zeitschrift das Erscheinen untersagt. Den Führern der kommunistischen Organisation in Nowosibirsk wurde ein scharfer Verweis erteilt.

Polnischer Offiziersbesuch in Frankreich

Paris. Am Freitag sind in Paris 150 polnische Reserveoffiziere eingetroffen, die der nationalen Vereinigung französischer Reserveoffiziere einen Besuch abstatten. Das sehr reichhaltige Empfangsprogramm sieht u. a. einen Besuch beim Staatspräsidenten, beim Kriegsminister und der Schlachtfelder von Verdun vor.



Rücktritt des belgischen Kolonialministers

Der belgische Kolonialminister Paul Tschoffen ist wegen des Zusammenbruchs eines Antikörper Bankhauses, dessen Aufsichtsrat er angehört, zurückgetreten.

Polnisch-Schlesien

System oder Willkür?

In der schlesischen Industrie geht etwas vor, was nicht stillschweigend zur Kenntnis genommen werden kann. In den beiden großen Hüttenwerken der Vereinigten Königs- und Laurahütte wurden Feierschichten angelegt und zwar gleich vom 23. Dezember bis 2. Januar. Ähnliche Meldungen kamen auch aus den anderen Eisenhütten, wo dergleichen Feierschichten angelegt wurden. In Paruszkowicz ist man noch viel gemeiner den Arbeitern gegenüber vorgegangen. Die Beamten erhielten Weihnachtsgeschenke, insbesondere die höheren und den Arbeitern schenkte man die Feierschichten. Bereits am 15. Dezember wurde der ganze Betrieb stillgelegt und die Arbeit soll erst am 7. Januar aufgenommen werden. Also eine Feierschicht, die gleich 3 Wochen dauert. Die Direktion gibt bekannt, daß das wegen der Inventuraufnahme geschehen mußte. Das Werk besteht aber nicht das erste Jahr und früher wurden auch Inventuraufnahmen vorgenommen, aber niemals kam es deswegen zu einer völligen Stilllegung des Betriebes. Es liegt auch klar auf der Hand, daß die Inventur keine drei Wochen dauern wird, denn sie muß zum Jahreswechsel beendet sein.

In der schweren Krisenzeit wurden auch Feierschichten angelegt, aber nicht auf solche provozierende Art wie das jetzt der Fall ist. In der Woche gab es zwei, im schlimmsten Falle drei Feierschichten. Gewiß hatten die Arbeiter auch damals einen argen Lohnausfall, aber sie gingen bei der Lohnzahlung nicht ganz leer aus. Dauert aber eine Feierschicht länger, als einen halben Monat, so erhalten die Arbeiter bei der Lohnauszahlung keinen Groschen auf die Hand.

Diese Neuerung scheint nicht von „Ohne“ zu sein und man kann mit Recht dahinter entweder eine Willkür oder ein System vermuten, das darauf berechnet ist, die Arbeiter müde zu bekommen. Es scheint etwas im Gange zu sein und man ist sogar der Meinung, daß die Kapitalisten auf Lohnreduzierung ausgehen. Hat doch der frühere „Arbeiterfreund“ und Demobilisierungskommissar und der jetzige Scharfmacher der Kapitalisten, Tarnowski, noch vor dem Proteststreik, am 6. November, gesagt, daß die „oberschlesischen Hüttenarbeiter, „Ministereinkünfte“ haben und da liegt es nahe, daß sie diese „Ministereinkünfte“ werden reduzieren wollen. Beim Fürsten Sapieha in Ost-Galizien verdienen die Arbeiter 80 Groschen pro Tag und man möchte am liebsten diese Löhne auch in der schlesischen Industrie haben.

Am 6. November haben die schlesischen Arbeiter ihren Mann gestellt und sind solidarisch in den Proteststreik getreten. Daher wagen sich vorläufig die Kapitalisten mit der Sprache noch nicht so richtig heraus. Die Konjunktur ist schwächer geworden und sie benutzen eben die Gelegenheit, um den Arbeitern zuzusehen und sie klein zu kriegen. Wenn erst der Arbeitermangel so richtig knurren wird, dann werden sie auch mit der Sprache herausrücken und den Arbeitern an den Kragen gehen. Diese langen Feierschichten, das sind vorerst die Fehler, das Geschickfeuer, das den Angriff der Kapitalisten auf die „Ministereinkünfte“ pochen, vorbereiten soll. Etwas steht schon dahinter, das ist klar.

Arbeiter, seid auf der Hut! Noch ist es Zeit, die Organisation zu stärken! Der Angriff der Kapitalisten steht in Vorbereitung und es gilt, beizeiten alle Vorbereitungen zu treffen, um ihn abzuwehren.

Verchiebungen in den schlesischen Eisenhütten

Kurz vor den Weihnachtsfeiertagen haben in Berlin die beiden Aufsichtsräte der Vereinigten Königs- und Laurahütte und der Rattowitzer Aktiengesellschaft getagt und die Wahl des gemeinsamen Aufsichtsrates durchgeführt. In das Präsidium des gemeinsamen Aufsichtsrates wurden der gewesene Minister Glöwig, der Vertreter von Harriman, Trwig Roski, und das Vorstandsmitglied Flic der Westdeutschen Vereinigten Stahlwerke gewählt. Auffallend ist dabei das Ausscheiden des tschechischen Industriellen Weismann, der diesmal überhaupt nicht genannt wird. Er war noch in der letzten Zeit Hauptbesitzer der Vereinigten Königs- und Laurahütte gewesen, und sein Ausscheiden kann nur so gedeutet werden, daß er seine Aktien den Vereinigten Westdeutschen Stahlwerken abgetreten haben dürfte. Die polnische Presse jammert auch bereits, daß in den schlesischen Eisenhütten deutsches Kapital die Oberhand erlangt hat.

Anträge zwecks Verlängerung der Polizeistunde

Am Silvester ist der Ausschank von Spirituosen polizeistrafbar. Die Restaurateure sind jedoch verpflichtet, unbedingt darauf zu achten, daß keine übermäßigen Mengen Alkohol, speziell wenn es sich um Betrunkenheit handelt, verabfolgt werden.

Für Restaurationen erster Klasse wird eine Verlängerung der Polizeistunde bis 5 Uhr früh (Neujahr), für die übrigen Restaurationen bis 2 Uhr früh gewährt. Alle Ausschanks wiederum dürfen bis 9 Uhr abends (Silvester) offen gehalten werden. Gastwirte, welchen daran gelegen ist, eine Verlängerung der Polizeistunden zu erlangen, müssen an das zuständige Polizeikommissariat entsprechende Eingaben richten und unter Bezugnahme auf die Verordnung der Rattowitzer Polizeidirektion auf solche Weise die Verlängerung unter Angabe der näheren Zeit, nachsuchen. Zu bemerken ist, daß die Einreichung der Gesuche sofort zu erfolgen hat.

Zugang von rund 2000 Erwerbslosen

Die Erwerbslosenziffer hat sich im Bereich der Wojewodschaft Schlesien in der Berichtswache vom 12. bis 18. Dezember um 1967 Personen erhöht, und ist auf 13 014 Personen angestiegen. Unter anderem wurden gezählt: 302 Hütten-, 677 Gruben-, 629 Metallarbeiter, 495 Erwerbslose aus der Tuchindustrie, 3 059 Erwerbslose aus dem Baugewerbe, 299 Arbeitslose aus der Papier-, Holz- und chemischen Industrie, 401 qualifizierte, 6 302 nichtqualifizierte Arbeiter, 15 Landarbeiter und 774 Kopfarbeiter. Eine laufende Unterstützung erhielten zusammen 4 753 registrierte Arbeitslose.

Die Einnahmen der schlesischen Wojewodschaft

Die Einnahmen der schlesischen Wojewodschaft werden mit jedem Jahre höher. Gewisse Kreise bringen das mit der „guten Konjunktur“ in der schlesischen Industrie und Handel in Zusammenhang und verweisen auf den wirtschaftlichen Aufstieg des Landes. Nach den bestehenden Steuergesetzen steht es außer Zweifel, daß höhere Steuern nur dann gezahlt werden können, wenn die Steuerzahler höhere Einnahmen bzw. höheren Umsatz aufweisen. Anders ist das gar nicht denkbar. Und doch kann schwerlich über einen Wohlstand des schlesischen Volkes geredet werden. Nachdem die einzelnen Finanzämter eigene Exekutionsbeamten beschäftigen, werden die Steuergelder pünktlich eingetrieben. Die Steuerausundschafsbüros sorgen auch dafür, daß kein Groschen vor den Steuerämtern verheimlicht wird. Man rückt jedem Steuerzahler rücksichtslos auf die Kuppe und nimmt ihm das Letzte, gleichgültig, ob der Steuerzahler dabei zugrunde gerichtet wird oder nicht.

Ein besonderes Kapitel bildet bei uns die Einkommensteuer. Grundsätzlich ist gegen die Einkommensteuer nichts einzuwenden, denn sie trifft jene, die ein steuerpflichtiges Einkommen haben. Doch ist diese Steuer bei uns sehr ungerecht, denn sie trifft mit ihrer ganzen Schärfe die oberschlesischen Arbeiter. Sie beginnt bei einem Jahreseinkommen von 1500 Zloty und selbst Arbeitslose sind von der Zahlung der Einkommensteuer nicht frei. Ist beispielsweise ein Arbeiter 9 Monate ohne Arbeit und gelangt es ihm, eine Beschäftigung vorübergehend zu erlangen, die ihm täglich mehr als 4 Zloty einbringt, so zieht ihm der Arbeitgeber gleich bei der nächsten Lohnzahlung die Einkommensteuer vom Lohne ab, gleichgültig, ob sein Jahreseinkommen 1500 Zloty ausmacht oder nicht.

Nicht viel besser ergötzt es den Hütten- und den Bergarbeitern, denn nach einer Lohnreduzierung, selbst wenn sie nur einige Prozente ausmacht, kommen die Arbeiter in eine höhere Steuerklasse und die Lohnreduzierung nimmt das Steueramt. Darüber wurde viel geredet und geschrieben und es hat auch an Versprechungen der kompetenten Stellen nicht gefehlt. Doch halten sich daran die Steuerämter nicht. Die schlesischen Arbeiter, die bis zu 50 Prozent nicht einmal sozial verdienen, was das Existenzminimum vorschreibt, zahlen viele Millionen Zloty Einkommensteuer und sie sind diejenigen, die die Staatskassen füllen. Niemand — abgesehen vielleicht vom Herrn Tarnowski — wird

behaupten wollen, daß die oberschlesischen Arbeiter im „Wohlstand“ leben.

Das sind wohl die Umstände, die die höheren Einnahmen der schlesischen Wojewodschaft begünstigen. Die Einnahmen sind in den letzten Jahren tatsächlich, und zwar erheblich gestiegen. Als der polnische Zloty eingeführt wurde, hat das Wojewodschaftsbudget 42 Millionen Zloty ausgemacht. Schon im Budgetjahre 1926/27 waren 73 700 000 Zloty präliminiert, es wurden aber 91 200 000 Zloty eingetrieben. Ein Jahr später hatte die Wojewodschaft 103 600 000 Zloty Einnahmen und im Jahre 1928/29 bereits 130 500 000 Zloty. So steigen die Wojewodschaftseinnahmen von Jahr zu Jahr, und zwar gleich um mehr als 20 Prozent.

Das Budgetjahr 1929/30 ist noch nicht abgeschlossen und es wurde auch vom schlesischen Sejm nicht bewilligt. Eigentlich dürften die Steuerämter die Steuern nicht vorschreiben und selbstverständlich auch nicht einziehen, denn die Einnahmen des schlesischen Staates müssen nach dem Organischen Statut durch den schlesischen Sejm bewilligt werden. Doch fragt man bei uns nicht danach, sondern zieht die Steuern ein und gibt die Gelder aus. Das Budget der schlesischen Wojewodschaft läuft vom April bis Ende März. In dem Zeitraum vom April bis Ende Juli sind in die Staatskassen rund 56 Millionen Zloty eingegangen.

Danach zu schließen, werden in dem laufenden Budgetjahre die Einnahmen viel höher sein, als in dem vergangenen Budgetjahre. Rechnet man die Einnahmen in den drei Monaten auf das ganze um, so ergibt das den Betrag von 165 Millionen Zloty und mit solchen Einnahmen rechnet auch die Wojewodschaft. Das ist im Vergleich zum Vorjahre eine Steigerung von 25 Prozent und das ist für unsere Verhältnisse doch etwas zu viel. Man darf nicht vergessen, daß neben der Wojewodschaft auch noch die Gemeinden und die polnische Staatskasse direkt Steuern einziehen. Die Gemeinden ziehen jährlich gegen 115 Millionen Zloty ein und nicht viel weniger, wenn es nicht noch mehr wird, werden vom Staate direkt eingezogen. Dieser horrend Betrag muß verdient werden und das ist nicht wenig. Die Steuerzahler sind mit Steuerlasten überbürdet. Die Einkommensteuer und die Umsatzsteuer müssen reformiert werden.

Wer finanziert die Bautätigkeit in Schlesien?

Die Bauzeit ist bereits vorüber, obwohl man auf den Baugeländen noch Arbeiter beschäftigt sieht, die ihre steifen Fingern beim Rufen von Zeit zu Zeit wärmen. Alle diese Häuser, die da noch gebaut werden, sind keine Privatbauten. Sie werden von den Gemeinden gebaut. Die Gemeinden, die bereits die Baugelände bekommen haben, wollen möglichst die neuen Häuser rasch fertigstellen und zwar schon aus dem Grunde, um der Wohnungsnot in der Gemeinde zu steuern und dann, um die Zahl der Arbeitslosen nicht zu vergrößern.

Wer sich für die Bautätigkeit in Schlesien interessiert, der wird wissen, daß heute Wohnhäuser entweder durch die Wojewodschaft oder durch die Gemeinden gebaut werden. Noch im Jahre 1924 hat der schlesische Sejm den Beschluß gefaßt, den Bauvereinigungen billige Baugelände für die Dauer von 35 Jahren aus dem schlesischen Staatskassen zu geben. Das waren die billigen Baugeländer, die vor und nach dem Kriege für Bauzwecke zur Verfügung standen, denn die Zinsen von den Krediten betrugen jährlich nur 1 Prozent. Der zweite Geldgeber für Bauzwecke in der schlesischen Wojewodschaft ist der schlesische Wirtschaftsfonds, der durch den schlesischen Sejm geschaffen wurde. Der Wirtschaftsfonds wird bekanntlich durch Zuschläge zu den Wohnungsmieten gespeist. Die Jahreseinnahmen, die dem schlesischen Wirtschaftsfonds zufließen, betragen ungefähr 1 200 000 Zloty. Anfangs wurden diese Gelder meistens für Häuserrenovierungen verwendet und erst später ging man daran, Baugelände für Wohnzwecke zu bewilligen. Die Kredite aus dem schlesischen Wirtschaftsfonds werden für die Dauer von 10 bis 40 Jahren zu einem Zinsfuß von 4 Prozent jährlich gewährt.

Der dritte Geldgeber für Bauzwecke ist die Wojewodschaft selbst, die auch in eigener Regie Wohnhäuser baut. Diese Bau-

tätigkeit ist ja allgemein bekannt und wir kennen sie aus den Arbeiterkolonien, die bereits in mehreren schlesischen Gemeinden bewohnt werden. Die Baugeländer werden hier aus den Budgetbeiträgen entnommen und die Arbeiterhäuser fallen nach 42 Jahren den Mietern zu. Die Verzinsung dieser Baugeländekapitalien wird jährlich mit 4 Prozent berechnet. Neben den Arbeiterhäusern baut das Wojewodschaftsamt auch Beamtenhäuser.

Weiter gewährt der schlesische Staatskassen Baugelände an die Gemeinden, doch ist hier der Zinsfuß viel höher und beträgt jährlich zwischen 6 und 7 Prozent. Dann ist noch die Verpflegungsanstalt in Königshütte, die ebenfalls an die Gemeinden Baugelände bewilligt. Auch hier ist der Zinsfuß hoch, da er zwischen 6 und 8 Prozent pro Jahr beträgt. Durch Fürsprache der Wojewodschaft erhalten die Gemeinden Baugelände von der Bank Gospodarcza Krajowa. Der Zinsfuß beträgt in diesem Falle 7 Prozent jährlich. Es besteht noch ein kommunaler Kfz- und Kreditfonds, der aber erst seit einigen Monaten seine Tätigkeit aufnehmen konnte. Seine Einnahmen sind beschränkt und er wird von den Steuerresten durch die einzelnen Gemeinden dotiert. Von dieser Seite erhalten einige Gemeinden Baugelände, die sehr günstig sind, weil der Zinsfuß nur 4 Prozent jährlich beträgt.

Neben allen diesen Faktoren bestehen noch die Gemeinden, die an dem Bau von Wohnhäusern stark interessiert sind. Wie bereits ausgeführt, beschaffen sich die Gemeinden die Baugeländer meistens im Anleihewege, obwohl es nicht verkannt werden soll, daß sie auch eigene Mittel für Häuserbau aus den laufenden Einnahmen verwenden. Es sind also lauter staatliche Einrichtungen und neben ihnen auch die Kommunen, die die Bautätigkeit finanzieren. Daraus ergibt sich, daß neue Wohnhäuser lediglich von den Steuergroschen gebaut werden.

Nomination

Durch Dekret des schlesischen Wojewoden wurde Inspektor Wacław Paczkowski von der Finanzabteilung beim schlesischen Wojewodschaftsamt zum Wojewodschaftsrat bei der Vermessungsabteilung ernannt.

154370 Arbeitslose in Polen

Die wirtschaftliche Krise in Polen macht große Fortschritte. Sie ist nicht nur in Polnisch-Oberschlesien, insbesondere in den Eisenhütten, groß, aber sie macht große Fortschritte in ganz Polen. Das sieht man an der Zahl der Arbeitslosen, die von Woche zu Woche immer höher wird. Ende September waren 84 507 Arbeitslose in Polen registriert. In der ersten Woche im September betrug die Zahl der Arbeitslosen schon 94 132. Am 7. Dezember waren schon 140 463 Arbeitslose registriert und am 15. Dezember 154 370 Arbeitslose. Am 15. Dezember waren immer noch viele Bauarbeiter beschäftigt, denn der Frost hat erst später eingesetzt. Durch die Kälte wurde die ganze Bautätigkeit kurz vor den Weihnachtsfeiertagen lahmgelegt und das ist es klar, daß auch die Zahl der Arbeitslosen seit dem 15. Dezember erheblich gestiegen ist. Man rechnet bereits heute mit 200 000 Arbeitslosen in Polen. In den einzelnen Jahren stellte sich die Zahl der Arbeitslosen am 15. Dezember folgendermaßen dar: 1926 — 168 008, 1927 — 136 738, 1928 94 132 und 1929 — 154 370. Von diesen 154 370 Arbeitslosen erhielten nur 55 000 die Arbeitslosenunterstützung. Von den 100 000 Arbeitslosen, die keine Unterstützung erhalten, leben, das wissen nicht einmal die Götter. Die Sanacjapresse hat immer den Mund vollgenommen und hat behauptet, daß das heutige Regime die Arbeitslosigkeit gänzlich

liquidiert hat. Die Zahlen beweisen jedoch, daß die wirtschaftliche Krise auch vor dem Sanacjaregime nicht Halt machen will. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so gehen wir schlimmen Zeiten entgegen. Insbesondere bei uns in Polnisch-Oberschlesien ist die Krise in der Eisenindustrie schwer. Feierschichten werden bei uns gleich für die ganze Woche angelegt und man spricht schon heute laut von größeren Arbeiterreduzierungen in den Eisenhütten. Die Bestellungen in Bismarckhütte, sollen am Erschöpfen sein und auch in der Friedenshütte soll es mit Bestellungen schlecht bestellt sein.

Rattowik und Umgebung

Sonntagsdienst und Feiertagsdienst der D. M. K. Ch. für Ratowice I. Von Sonnabend, den 28. Dezember, nachmittags 2 Uhr, bis Sonntag, den 29. Dezember, nachts 12 Uhr, versehen folgende Kassenärzte den Dienst: Dr. Herlinger, Pilsudskiego 21, Dr. Tomiak, Gliwicka 9, Dr. Jang, Plebiscytowa 31. — Von Dienstag, den 31. Dezember, nachmittags 2 Uhr, bis Mittwoch, den 1. Januar, nachts 12 Uhr: Dr. Bloch, Marjacka 7, Dr. Konięczyński, sw. Jana 1/3, Dr. Tomiak, Gliwicka 9.

Deutsche Theatergemeinde. Auf den Tanzabend Balesa Gert, der am Sonntag, den 29. Dezember, abends 8 Uhr, in der Reichshalle stattfindet, machen wir nochmals besonders aufmerksam. Manfred Georg im „Tempo“ Berlin schreibt über die Künstlerin: „Balesa Gert ist als Chansonette und Koloraturfängerin bis zu denkbarster Überreizung hinreichend grotesk.“ „Deutsche Zeitung“ Berlin: „Daraus ist Balesa Gerts Tanz auch nie grotesk im Wigger-Sinn, keine Muskelgrimasse primär

Trieb, sondern in ihnen wird das Gröteste als Etwas sichtbar, das der Tragik verwandt ist und dem Humor.“ — Karlen im Bowerlauf bei Hirsch und der Rattowitzer Buchdruckerei und Verlags-G. und eine Stunde vor Beginn der Aufführung in der Reichshalle. Am Montag, den 6. Januar, findet, abends 8 Uhr, in der Reichshalle ein Konzert des ersten Bläser-Quintetts der Staatsoper Dresden statt.

Sitzung der Allgemeinen Ortskrankenkasse. Am Montag, den 30. Dezember, abends 8 Uhr, findet im Sitzungssaal des Stadthauses in Rattowitz eine außerordentliche Sitzung der Allgemeinen Ortskrankenkasse für den Stadtkreis Rattowitz statt. Auf der Tagesordnung stehen wichtige Punkte zur Durchberatung, so u. a. die Wahl des 2. Vorsitzenden, sowie Bestätigung und Annahme des Budgets für das Jahr 1930.

Arbeitslosen zur Beachtung. Das Arbeitslosenamt, Rathaus Boguski, gibt bekannt, daß die nächste Auszahlung der wöchentlichen Arbeitslosenunterstützung, wie üblich, und zwar am kommenden Montag erfolgt. Die Auszahlung wird wie folgt vorgenommen: In der Zeit von 8 bis 9 Uhr vormittags für die weiblichen Arbeitslosen und in der Zeit von 9 Uhr vormittags bis 1 Uhr nachmittags für die männlichen Erwerbslosen.

Durchfahrt der Feuerwehrgefahrte. In letzter Zeit hat es sich gezeigt, daß die Vorschriften der Polizeiverordnung, laut welchen beim Herannahen der Feuerwehrgefahrte die Straßenzüge von Fußwerkern, Autos usw., vor allem aber auch von den Straßenpassanten freizubehalten sind, nicht genügend beachtet werden. Diese Nachlässigkeit und Unachtsamkeit seitens der Autos- und Fußwerkerverkehrer, ebenso der Passanten, kann leicht Unglücksfälle zur Folge haben. Vor allem aber wird die schnelle Durchfahrt der Feuerwehrwagen zur Brandstelle sehr behindert, was sich durch die eintretenden Verzögerungen bei großer Feuergefahr sehr schädigend auswirken kann. An die Autofahrer usw., sowie das Publikum wird daher appelliert, in Zukunft beim Herannahen der Feuerwehr, welche durch bestimmte Signale zum Freimachen der Straße auffordert, entsprechend den geltenden Vorschriften zu handeln.

129 Mal alarmiert. Nach dem Tätigkeitsbericht der städtischen Rettungsgesellschaft in Rattowitz ist diese im Berichtsmonat November 129 Mal alarmiert worden. Zur Nachtzeit wurde die Station 32 Mal angefordert. Bei den Unglücksfällen handelte es sich u. a. um etwa 20 schwere Fälle, in denen der Arzt sofort hinzugezogen werden mußte, während dagegen in 87 Fällen der Abtransport ohne vorherige Hilfe durch den Arzt vor sich gehen konnte. Eingetretene sind ferner 18 Schwächeanfälle und zwar meist Ohnmacht, Epilepsie usw. Zu verzeichnen waren schließlich 3 Selbstmorde und 2 plötzlich eingetretene Todesfälle.

Zalenge. (Seinen Verletzungen erliegen.) Vor einigen Tagen erlitt im Ortsteil Zawodzie der Fußwerkverleiher Wimpert L. aus Zawodzie einen schweren Unfall. L. fiel vom Fußwerk und wurde von einem Wagenrad überfahren. Wie es heißt, ist der Schwerverletzte inzwischen im Spital verstorben.

Zalenge. (Einbrecher an der Arbeit.) Zur Nachtzeit wurde in die Autogarage des Georg Slapa auf der ulica Wojciechowskiego, im Ortsteil Zalenge, ein Einbruch verübt. Die Täter stahlen dort einen Dynamo, sowie verschiedene Werkzeuge und Ersatzteile. Der Gesamtschaden wird auf etwa 600 Zloty beziffert. Den Tätern gelang es unerkannt zu entkommen. Die Rattowitzer Kriminalpolizei warnt vor Ankauf der gestohlenen Gegenstände.

Boguski. (Festnahme eines Einbrechers.) Einen guten Fang machte die Rattowitzer Kriminalpolizei, welche den 28-jährigen Josef B. aus Boguski arretierte. B. wird beschuldigt, den schweren Einbruchsdiebstahl in die Wohnung von Friedländer in Rattowitz verübt zu haben. Dem Täter fiel dort eine Geldtasche mit 5000 Zloty in die Hände.

Königshütte und Umgebung

Ausstellung von Personalausweisen. Zur Kontrolle und Legitimierung der Einwohner, werden im Gemeindeamt in Neuheidud Personalausweise ausgestellt, wobei zwei Photographien beigebracht werden müssen. Für die Ausfertigung wird eine Gebühr von 50 Groschen erhoben. Diejenigen Personen, die einen Personalausweis erhalten wollen, müssen persönlich im Gemeindeamt, Zimmer 1, zwecks eigenhändiger Unterschrift erscheinen.

Vom Baume des Bösen

Von Marcel Berger.

Autorische Uebersetzung von Hans Adler.

12) „Dahin,“ sagte er, „unwiderbringlich dahin! Tot für uns. Ist dies nicht überhaupt ein treffendes Bild für die Unbegreiflichkeit des Todes: spielend fällt ein Ball irgendwohin in das Bodenloch...“

Hierauf entfernte er sich, am Arme der Lucciosi. Nach seinem Weggange gab ich meiner Begeisterung lebhaften Ausdruck.

„Ein Pojeur,“ unterbrach mich Philipp und schob die Lippen vor.

„Du bist gegen ihn?“

„Ich betrachte ihn nur nicht mehr von demselben Gesichtspunkte wie früher.“

Die Sonne sank. Es wurde rasch kühl. Philipp hatte einen Hustenanfall. Ich drängte zur Heimkehr, aber er tat, als ob er sich ernstlich für den Ausgang des Spieles interessierte.

„Laß mich! Es wird nicht mehr lange dauern.“ Evelynne lächelte, wovon wir sprachen. Sie brach die Partie ab und kam auf uns zu.

„Wieso denn?“ versuchte Marius zu protestieren, „mitten in der Partie!“

Sie hatte einen Wollschal um die Schulter geworfen und half La Tour-Mymon aus seinen Decken, die Anton zusammenrollte.

„Ich hoffe,“ sagte mir Evelynne, „daß Sie morgen auch von der Partie sein werden.“

Langsam stiegen wir gegen das Hotel hinauf. Marius ging voraus, balancierte sein Kaffee und blieb an jeder Ecke stehen, um uns nachkommen zu lassen. Den Kranken ermüdete der kurze Weg. Er verlor den Atem. Zartfühlend packte Evelynne ihn Schritt dem feintgen an. Es war ein betrübender Anblick, sie so Seite an Seite dahin gehen zu sehen. Das junge Mädchen schien sich nur mit Philipp zu beschäftigen; sie sprachen von einem Gebirge, das ihm gefallen hatte und das für ihn abgeschrieen hatte. Dabei horchte sie doch auf alle Scherze, die Dantignes uns über die Schulter riesel.

Am Eingange trafen wir mit dem Ehepaar Verdier zusammen, denen sich Marius, wie alten Bekannten, anschloß. Evelynne

Wichtig für Arbeitgeber. Die städtische Polizei wird in den nächsten Tagen bei allen Handwerksmeistern eine Kontrolle danach abhalten, ob die Vorschriften bezüglich der Arbeitsbücher auch innegehalten werden. Bekanntlich muß jede Person beiderlei Geschlechts bis zu 21 Jahren nach der Gewerbeordnung ein Arbeitsbuch besitzen, daß in Ordnung gehalten werden muß. Handwerksmeister, die minderjährige Personen beschäftigen, die noch nicht im Besitz eines Arbeitsbuches sind, haben diese anzuhalten, die Ausstellung eines solchen Buches zu beantragen. Die Ausstellung eines Arbeitsbuches erfolgt im neuen Rathause gegen eine Gebühr von 10 Groschen.

Standesamtliche Anmeldungen. Das Königshütter Standesamt bringt zur allgemeinen Kenntnis, daß Geburten spätestens innerhalb 7 Tagen und falls der Termin auf einen Sonn- oder Feiertag fällt, am folgenden Tage angemeldet werden müssen. Todesfälle sind während 24 Stunden zur Anmeldung zu bringen. Wenn auch hier der Anmeldetermin auf einen Sonn- oder Feiertag fällt, so muß die Anmeldung unverzüglich am nächstfolgenden Tage erfolgen. An Feiertagen, die auf einen Wochentag fallen, nimmt das Standesamt Anmeldungen von Todesfällen in der Zeit von 9 bis 10 Uhr vormittags entgegen.

Starker Verkehr zwischen der Germaniastraße und dem Ring. In letzter Zeit hat sich die ul. Glowackiego im Abschnitt vom Most Wolnosci (Germaniastraße) bis zum Ring zu einer der verkehrsreichsten Straßen entwickelt. In diesem Abschnitt wird die Verbindung des südlichen mit dem nördlichen Stadtteil für die Fuhrwerke, Automobile und Straßenbahnen hergestellt. Um den großen Verkehr ordnungsgemäß zu regeln, hat die Polizeidirektion seit längerer Zeit dort einen Polizeiposten aufgestellt. Für die Nacht war ursprünglich daselbst eine Verkehrsinself gedacht, die beleuchtet werden sollte. Trotzdem dieser Beschluß schon seit längerer Zeit gefaßt wurde, sieht man bisher nichts von einer Verwirklichung dieses Planes, obwohl gerade dieser Teil besonders in den Abendstunden, wenn die Anwesenheit eines Polizeibeamten nicht vorhanden ist, eine dauernde Verkehrsgefahr bedeutet. Darum wäre es sehr angebracht, sich erneut mit dieser Angelegenheit zu befassen.

Beendete Straßeninstandsetzungsarbeiten. Zu den verschiedenen Straßeninstandsetzungen, die in diesem Jahre seitens der Stadt zur Ausführung kamen, gehört auch die ul. sw. Piotra, im nördlichen Stadtteil. Trotzdem daselbst mit den Arbeiten erst in vorgerückter Zeit begonnen wurde, war es dank der langen, milden Witterung, möglich, die Instandsetzung zu vollenden, bevor der Witterungsumschlag eingetreten ist. Mit dem gestrigen Tage wurde die Straße wieder für den gesamten Verkehr freigegeben. Die Aufschüttung erfolgte mit Schotter und wurde festgewalzt. Wenn sich auch diese Art Arbeiten erheblich billiger stellen, so sind sie dafür weniger dauerhaft. Eine Pflasterung mit Granitsteinen mußte auch in diesem Falle unterbleiben, weil die hiesigen Firmen den Bedarf zu decken nicht in der Lage sind und die Einfuhr von Granitsteinen aus Deutschland bekanntlich verboten ist. Begrüßenswert ist die Erweiterung der Bürgersteige zu beiden Seiten der Straße, da sich gerade dort mehrere Schulen, das Hedwigsstift und Waisenhaus befinden, und nach Schluß der Schule ein starker Verkehr abwickelt. Im nächsten Frühjahr werden am Rande der breiten Bürgersteige Grünanlagen angelegt und ein weiterer Schritt zur Verschönerung der Nordstadt getan.

Siemianowicz

Von der Gemeindefschwimmhalle.

In der vor einigen Monaten von der Gemeinde renovierten, dem Publikum geöffneten Schwimmhalle in der Güttenanlage, ist der Besuch planmäßig zusammengestellt, und zwar vom 1. Januar bis zum 30. April, während der Werktage folgende: Von 8–10 Uhr für männliche, von 10 bis 12 Uhr für weibliche, von 14–16 für weibliche, von 16 bis 18 für männliche, und an Sonnabenden von 18–20 Uhr für männliche Personen. Vom 1. Mai bis 31. August ist die Verteilung folgende: Von 7–9.30 Uhr für männliche, von 9.30–12 Uhr für weibliche, von 14–16 für weibliche, von 16–18 für männliche, und an Sonnabenden von 18–20 Uhr für männliche Personen. Vom 1. September bis zum 31. Dezember ist die Stundeneinteilung dieselbe, wie vom 1. Januar bis zum 30. April. Die Eintrittskarten, welche für ¼ Stunden Badenutzung gelten, kosten für Personen über 14 Jahre 40 Groschen und unter 14 Jahre 20 Groschen. Kinder unter 10 Jahren haben keinen Zutritt. Das Aus- und Ankleiden darf nur in den dafür zustehenden

Zellen erledigt werden. Das Verlassen dieser zum Schwimmbassin oder zur Dusche ist nur in vorgeschriebener Badekleidung gestattet. Vor Benutzung des Bassins muß eine jede Person ihren Körper gründlich reinigen. Das Mitnehmen von Seife und Bürste ins Schwimmbassin ist nicht gestattet.

Verboten ist das Untertauchen anderer Personen unter Wasser, das Tabakrauchen, das Springen von der Galerie, das Rärmen, Verunreinigung des Bassins, das Waschen der Badekleidung im Bassin, das Mitbringen von Hunden in die Halle, der Eintritt von Personen im betrunkenen Zustande, mit unsauberer Kleidung, und solchen, welche mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind. Außerdem muß jeder Besucher die angebrachten Anordnungen innehalten. Eine jede Person, welche Beschädigungen verursacht, ist dafür haftbar, wiederum haben Personen, die geschädigt werden (Diebstahl oder Verlorengehen) keine Berechtigung, von der Gemeinde eine Entschädigung zu fordern. Obiges tritt vom 1. Januar in Kraft und ist bis auf Widerruf gültig.

Die Schellerhütte reduziert Arbeiter.

In der Nr. 293 des „Volkswille“ haben wir unter obigem Titel eine Zuschrift veröffentlicht, zu der wir von dem Aufseher Wstemp auf Grund des § 11 des Pressegesetzes eine Berichtigung erhalten. Die Berichtigung ist formell unrichtig, wurde auch nicht an die richtige Adresse geschickt, bestreitet auch Tatsachen, die dem Aufseher Wstemp nicht vorgehalten wurden. Wir wollen dennoch diese Berichtigung bringen, um unserem Gewährsmann Gelegenheit zu geben, zu der Berichtigung Stellung zu nehmen.

Bezugnehmend auf ihren Artikel in der Nr. 293 des „Volkswille“, unter Siemianowicz, bitte ich Sie in der nächsten Nummer laut § 11 des Pressegesetzes folgende Berichtigung aufzunehmen:

Es ist unwar, daß alte erprobte Beamte beseitigt wurden, wahr ist es, daß alle alten Beamten in ihren früheren Stellen verblieben sind. Auch ist es nicht wahr, daß der Betriebsleiter Jostlewicz die organisierten Arbeiter als „German“ und „Volkswille“ beschimpfte, vielmehr ist es wahr, daß der Betriebsleiter viel lieber mit organisierten Arbeitern verkehrte, als mit den nichtorganisierten. Unwahr ist es, daß ein Arbeiter, Mitglied der „Föderalisten“, eine Versammlung während der Frühstückspause abgehalten hat, dagegen ist es wahr, daß der Betriebsleiter, ohne den Betriebsrat zu befragen, die Versammlung während der Arbeitszeit einberufen hat. Auch ist es nicht wahr, daß Arbeiter deshalb entlassen wurden, weil sie ein deutsches Lied irgendwo gesungen haben, wahr ist es, daß es dem Betriebsleiter völlig gleichgültig ist, was die Arbeiter außerhalb des Betriebes machen oder singen. Unwahr ist es, daß der Aufseher Wstemp früher im Ostmarkenverband war und sich der polnischen Sprache geschämt hat, vielmehr ist es wahr, daß ich niemals dem Ostmarkenverband angehört habe und mich mit jedem in der Sprache unterhalten habe, in der er mich anredete. Unwahr ist es auch, daß ich die Arbeiter beim Betriebsleiter des



„Na, Männchen — was woll'n Sie denn mit der Schießeisen?“ „Verzeihung, Herr Einbrecher — ich meinte doch, es wäre eben eine Maus hier gewesen.“

„Hier Jahre.“

„Und seit wann sind Sie mit ihm verlobt?“

Evelynne nahm die türkische Zigarette aus dem Munde und zog die Augenbrauen hoch:

„Wer sagt Ihnen, daß ich verlobt bin?“

„Er selbst!“

„Er träumt wohl...“

Sie seufzte tief auf.

„Ja,“ begann sie zögernd, „vor drei Jahren war er ein hübscher, lieber Junge. Er war verliebt. Ich war jung, und wie er einreden mußte, sagte ich ihm „Ja“. Ich meinte es ernstlich und wenn er gefallen wäre, hätte ich ihn vielleicht lebenslanglich beweiht. Wenn er verwundet, entstellte zurückgekommen wäre, hätte ich ihn wohl trotzdem geheiratet... aber so, mit dieser Krankheit — ausgeschlossen! Ich konnte ihm das natürlich nicht ins Gesicht sagen. Er hat mir schriftlich mein Wort zurückgegeben, und ich habe ihm darauf nicht geantwortet. Das war noch deutlich genug! Warum hat er mich nicht verstanden? Ich bin nicht verlobt und am wenigsten mit ihm!“

Sie strich sich mit der Hand über die Stirne, wie um ein unangenehmes Bild zu verschuchen.

„Ich glaube,“ fuhr sie fort, „daß auch sein Gemüt angegriffen ist. Er macht mir die furchtbarsten Szenen wegen der gleichgültigsten Dinge. Der Krieg, irgend welche Fragen der Politik, alles regt ihn maßlos auf. Ich denke, er...“

„...warte mir dankbar sein, daß ich hergekommen bin, und daß...“

„Dank reifen wir bald ab, da mein Vater seine Arbeiten beendet hat.“

Ich war sprachlos über diese kühle amerikanische Erklärung. Bei uns hätte ein Mädchen vielleicht doch geizig, ein derartiges Verhältnis mit so selbstverständlicher Rationalität zu lösen. Wenigstens hätte sie die zweideutige Situation nicht unnötigerweise verlängert. Warum meinte sie sich dann überhaupt noch in sein Leben? Gerade darauf schien sie sich noch etwas einzubilden. Und wenn die Behandlung des Doktor Pythius doch Erfolg haben sollte...? Ich wollte eben sagen: „Wenn Philipp aber geheilt wird!“ Da trat Dantignes in den Salon, im Smoking, über dem schmalen Ordensbandchen eine prächtige Orchidee im Knopfloch. Ich schämte mich meines einfachen Reiseanzuges.

„Der Großfürst wurde wieder einmal gründlich ausgefaßt,“ erzählte er.

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Hochzeit auf See

Eine Skizze von Georg Hirschfeld.

Edele sah ihren Bräutigam von der Seite an — das tat keine glückliche Braut. Diese klare Erwägung konnte Mutter Jespersen noch anstellen. Im übrigen hatte der Punsch auch sie beim Widel, wie die ganze Hochzeitsgesellschaft auf dem Schiff. Es war ja immer unmöglich gewesen, unter diesen Menschen ernsthafte Gedanken zu hegen, auch wenn man sie hatte, namentlich in einem liebevollen Muttergemüt. Denn lieb hatte Mutter Jespersen ihre Tochter Edele, und die Heirat dieses einzigen Kindes war keine Kleinigkeit für sie. Der Vater war lange tot (auch am Punsch gestorben) — da fühlte sie schon ihre Verantwortung. Wenn nur nicht alles um sie herum immer dazu verführt hätte, daselbe zu tun wie die andern! Erst einmal die Staatsrobe aus geklümelter, schwerer Seide, bis zum Hals geschlossen, eng in der Taille — mein Gott, Mutter Jespersen war eine corpulente, alte Frau. Dann lachte alles — selbstverständlich gab es während der ganzen Fahrt nur Schmunzeln und Wiße, die scherzhaftesten Leute der Stadt führten mit, und Edeles Korpuschen steckte die andern noch mehr an. Man durfte ja auf einer Hochzeit nicht zur Besinnung kommen. Und dazu noch Punsch, unaufhörlich Aquavit und Punsch.

Das Motorboot fuhr zu den Lofoten hinaus, zu den klippigen, heimatlichen Inseln der Lofoten. Man tanzte, soweit die rollende See es zuließ, über Deck hin, eigentlich war es nur ein Taumeln, Aufschauen und Gaffen. Alle Gäste, sehr würdige Personen darunter, wirkten wie Clowns, jeder entfaltete eine besondere Komik — dabei konnten sie nur nicht mehr auf ihren Füßen bleiben. Das taten Wellen und Punsch. Dazu die närrische Musik — ein halbes Dutzend Ziehharmonikas —, jede spielte schließlich etwas anderes.

Bergnützte war man ja — wirklich sehr vergnügt. Nur der bucklige Raviß konnte es nicht sein, der Steuermann, der das Boot führte. Der hatte nämlich zu bleiben. So glaubte man wenigstens. Das war die einzige, klare Bewußtseinsfrage, die man hatte. Man verließ sich auf den armen Raviß. Hätte man genau hingesehen, so wäre freilich zu bemerken gewesen, daß eine Extraflasche unter seinen Ärmeln stand. Immer wenn man nicht auf ihn achtete, nahm er einen strammen Schluck. Auch Raviß war längst besoffen. Man traute es ihm nur nicht zu, denn er machte immer daselbe melancholische Pfiffengesicht. So lenkte er das Schiff. So blinzelte er zu den Klippen der Lofoten hinüber.

Der Berggrat Nigge aber — ja, der Berggrat Nigge war nüchtern. Der konnte wohl überhaupt nicht betrunken werden. Es gelang ihm sogar, mit seinen langen Storchbeinen langsam umherzuschreiten und jedes Mitglied der taumelnden Gesellschaft ins Auge zu fassen. Dichtete er wieder eine Tragödie oder philosophierte er? Jedenfalls schwärmte sein absonderlicher Geist, und die Lippen des Mannes, der einem übriggebliebenen Teufel aus alter Zeit gleich, bewegten sich flüsternd.

Jetzt dachte Mutter Jespersen es noch einmal: Sie sieht den Einar von der Seite an — das kann keine glückliche Braut sein! In die lachenden Züge der Alten kam plötzlich ein kühlerer Nuzel, gerade zwischen den vergnügten Augen. So blieb ihre Miene gleichsam stehen. Einar aber — Gott, wie unverständlich war er heute wieder! Dieser schmaße, blonde, rosigte Mensch. Man mußte ja nicht viel von ihm, er war wie ein Handwerksbursche in die Stadt gekommen, aber Geschick hatte er zu allem. Wer so den Leuten vortanzen konnte, wer sich so auf Kartentischfüßchen verband — es mußte ihm irgendwie glücken, denn alle hatten ihn gern.

Warum sah Edele ihn heute von der Seite an? Just am Hochzeitstage? Sie war überhaupt heute sonst. Sonst hatte man nur ihr Lachen gesehen, mit den weißen Zähnen unter dem Stumpfnäschen, sonst war ihre ganze Brautzeit ein Neden und Hüpfen, ein Warten und Fragen gewesen. Heute war sie selbst am Hüpfen und Warten — sie trank wohl mit, aber das blige Getränk floß schwer in sie hinein. Traumverloren sah sie auf den grauen Horizont, nachdem sie ganz behutsam, fast misstrauisch, ihren frühlichen Lebensgefährten von der Seite angesehen hatte.

Bereute sie? Wäre sie lieber bei Mutter geblieben? — Frau Jespersens Augenlein schwammen in Tränen. Dazu spielte die nächste Ziehharmonika das verfluchte schwermütige Seemannslied. Man hörte es, wenn auch die nächsten Walzer und Polka spielten. Und dieser fürchterliche Berggrat Nigge! Heute gefiel er sich wieder in der dämonischen Rolle. Mit seinen Storchschritten kam er eben ganz dicht an Mutter Jespersen heran und raunte ihr zu: „Wohin fahren wir? Drüben wartet der Knochenmann! Wir tanzen ihm in die Arme!“

Die Brautmutter war halbtot vor Schreck. Sie wollte aufstehen, um zur Mahne Relling hinüberzukommen, die den gelunden Menschenverstand gepachtet hatte, auch in der Betrunktheit, aber der Punsch litt es nicht mehr — Mutter Jespersen blieb mit gelähmten Beinen sitzen. Um sich irgendwie zu helfen in ihrer plötzlichen Angst, sagte sie: „Ich habe für Edele das Beste gewollt. Ich habe ein reines Gewissen.“

Sie hatte es nicht zu Berggrat Nigge gesagt, aber dieser Satanas antwortete: „Wirklich, Frau Apotheker? Man bildet sich das oft nur ein! Das träge Herz ist unser Feind — o weh — das träge Herz!“ — Er stetzte weiter.

Einar aber beugte sich plötzlich zu der stillen Edele nieder: „Was tust du? Man wundere sich über dich. Ich muß mich vor den Leuten genieren.“

Jetzt war es nicht mehr der frohe, unverständliche Einar, der so fragte. Edele aber maß ihn mit einem Blick — es war ein scharfer, schlummer Blick, der ihn noch röter machte. — „Gernierst du dich meinetwegen?“

Er riß sie an sich, und sie tanzten noch einmal durch die taumelnden Leute. Dann warf er sie wieder auf die Bank und bat mit heiserer Stimme: „Nun sage mir, was du denkst! Was möchtest du, Edele?“

Sie starrte ihn an und flüsterte: „Ich möchte — ich möchte, daß wir in eine große Gefahr käme! In eine richtige Todesgefahr! Und dann —“

„Und dann?“

„Dann müßte es sich zeigen, ob du vor Pastor Berg die Wahrheit gesprochen — ob ich wirklich dein Alles bin! Dann

müßtest du mich retten und dein eigenes Leben, das du so lieb hast, preisgeben!“

Es schillerte in Einars Blick. Er sah sie an und hatte sie doch nicht in den Augen. — „Solche Probe verlangst du? Ich danke. Du bist ein verrücktes Ding. Als ob ich dir nicht Proben genug von meiner Liebe gegeben hätte!“

„Alles war nicht ernst, Einar“, stammelte Edele. „Nichts ist ernst auf dieser Welt!“ — Sie blickte auf die trunkenen Hochzeitsgäste, die sich eben gegenseitig pakteten und einen wilden, tosenden Reigen über Deck tanzten.

„Wie die, da bin ich doch nicht“, erwiderte Einar mit hartem Gesicht. „Ich müßte nun eigentlich sehr beleidigt sein. Solchen Zweifel von meiner Braut zu hören am Hochzeitstage! Ja, es ist Zweifel, Edele! Aber ich will dir noch einmal verzeihen. Du sollst es erleben, daß ich alles, was ich habe, für dich in die Schanze schlage, daß ich vor Pastor Berg die volle Wahrheit sage.“

„Wirklich?“ jauchzte das Mädchen. Plötzlich war sie ganz verwandelt. Sie warf die Arme um Einars stämmigen Hals.

„Ich wünsche den Augenblick herbei! Nur Einar wirst du dann haben!“

„Nur Einar! Gott, wie ich dich liebe!“

Halb bewußtlos hing sie an ihm. Mutter Jespersen faltete die Hände, als sie das plötzlich sah. Edele wurde doch glücklich. Wie brünstige Rater schrien die Gäste um sie herum.

Berggrat Nigge aber stetzte zu Raviß, dem Steuermann, hin. Der Woffenlopf des Buckigen lag auf den Händen, die das Rad nicht mehr lenkten. So kloßte er auf die Lofoten, denen das Schiff immer näher kam.

„Steuermann“, sagte Berggrat Nigge, der weiß wie Kreide war — „gibt es hier verborgene Klippen? Felsen unter dem Wasser?“

Raviß grunzte — er verstand den Berggrat nicht mehr.

„Du bist besoffen, Schwein. Du bist ein Verbrecher, denn ein Steuermann darf sich nicht betaufen. Er ist der einzige an Bord, der die moralische Verantwortung hat. Aber was weißt du davon? Ich werde dich einsperren lassen, wenn wir im Hafen sind. Nun laß mich ans Steuer!“

Mühe und Arbeit

Von Wolfgang Federau.

Wenn man im Dorf oder in seiner näheren Umgebung ein Beispiel sucht für eine lange, glückliche Ehe, dann fiel unweigerlich der Name von Klaus Hendricks und seiner Frau Marie. Und wenn man von nie erlahmendem Fleiß, von nimmermüder Schaffenskraft hätte sprechen wollen, dann würde das Ehepaar Hendricks gleichfalls haben herhalten müssen.

Sie bewohnten einen kleinen Hof draußen, am Rande des Dorfs, ein Haus, das nicht anders aussah, als all die Häuschen der Almeren, mit einigen hochstengigen Sonnenblumen in dem mangelhaft gepflegten Vorgarten, mit ein paar kümmerlichen Gemüße- und Blumenbeeten, und das war fast alles an Schmuck und Zierrat. Aber sie hatten drei Kühe und zwei Pferde und ein schönes Stück Ackerland und Wiße gehörten ihnen.

Es gab reichere Leute im Dorfe, natürlich. Dide, behäbige Großbauern, auf deren bunten Westen am Sonntag prokige, silbergoldene Uhrketten baumelten. Bauern, die mit einiger Geringfügigkeit auf den kleinen Höfen da draußen herunter saßen. Aber es gab keinen, der ähnlich targ und arm angefangen und es dann — nur durch seinen Fleiß, durch die schaffende Kraft seiner Hände — soweit gebracht hatte wie Hendricks: Herr

„Sie, Herr Berggrat?“ — Jetzt hatte Raviß verstanden und grinste.

„Fort mit dir! Ich will es versuchen!“

Berggrat Nigge stieß den Betrunkenen vom Schemel herunter, setzte sich und ergriß das Steuer. Aber er mochte wohl selbst bald einsehen, daß er von Tragödien und Philosophen mehr verstand, als von der Schifffahrt. Nach zehn Minuten wagte er keinen Griff mehr. Dabei hatte er das Gefühl, daß man schon inmitten der Klippen war.

Selig träumte Edele ihren Bräutigam an. Der Augenblick, der große Augenblick — wann kam er? Da sie ihm glauben konnte, da er sein heiß geliebtes Leben für sie einsetzte und sie erst lebte durch ihn?

So hatte Pastor Berg es gemeint. Die hohen Worte klangen in ihr nach, die Orgel nach der Trauung, der kindliche Gesang. Wie schön!... Und es dunkelte. Die Mutter schlief. Die Gäste hockten, lagen beieinander, halb besinnungslos. Einar aber, der um die letzte Klarheit kämpfte, vermehrte plötzlich den Berggrat Nigge. Dieser Mann fiel ihm jetzt ein, da er alle Finanzen der Stadt kannte und ihm gesagt hatte: Edele Jespersen hat 400 000 Kronen. Eine Säule war Berggrat Nigge seitdem in Einars Bewußtsein. Ob er ihm aber auch wirklich die Wahrheit gesagt hatte?

Einar erhob sich, stieg über schlafende Musikanten fort und suchte den Berggrat. Da, in der schwankenden Dämmerung, grinsend und ein Teufel, sah er ihn am Steuer sitzen, an Ravißs Stelle. Einar taumelte auf ihn zu: „Herr Berggrat!“ — „Wer, glauben Sie, führt das Schiff?“ war die Antwort. Hölle oder Wahnsinn? Einar starrte ihn an.

Da stand das Schiff plötzlich. Als ob eine Riesenfaust es festhielte. Ein ungeheurer Stoß und Krach schen es in zwei Hälften zu teilen. Zammernde Rufe erschollten: „Hilfe! Wir sitzen auf einer Klippe!“ Berggrat Nigge blieb mit blödsinnigem Grinsen am Steuer. Raviß und ein Dutzend andere wälzten sich schon im Wassertrudel. „Edele!“, schrie Mutter Jespersens sterbende Stimme. Die Braut sah sich schwebend um. Wo war Einar? Im Boot — sie sah es, es war ihm gelungen, das Rettungsboot flottzumachen. Sie schwamm mit letzter Kraft zu ihm hin — er hatte sie wohl noch nicht gesehen. Das Boot war übermoll — wild wehrte er mit dem Ruder die Verzweiflung ab, die sich ankammern wollten. Sie aber nahm er noch auf, thretwegen wartete er. Jetzt sah er sie endlich — er zögerte, wandte sich dann ab, als erkenne er sie nicht — nun stieg er das Boot zum Lande hinüber.

zu sein auf seinem eigenen Grund und Boden, der seinen Besitzer zwar nur dürftig und bescheiden ernährte, auf dem aber kein Pfennig Schulden und Lasten ruhte.

Es war schon reichlich lange her, seit Klaus und sein Weib ihre silberne Hochzeit gefeiert hatten — was sie so unter „feiern“ verstanden: daß es am Mittag Schweinebraten mit Speckknödeln gab, das Maria zur Beise einige Nachbarinnen zu Kaffee und Kuchen einlud, und daß Klaus am Abend auf der Bank vor dem Hause saß und andächtig den Rauch einer Zigarre in den zartgetönten Abendhimmel blies; er, der bisher lediglich selbstgebautes Kraut gepafft hatte. Sieben Jahre waren seitdem verflossen oder gar acht. Und wenn ihn jetzt irgendein Dörfner mal fragte:

„Gelt, Klaus, gönn' dir doch mal ein bißel Ruhe, was schaffst ihr denn bloß immer so?“ dann lächelte er spitzbübisch. Er kannte ja sein Ziel gut genug, kannte es ganz genau. Einmal so weit zu kommen, daß man sich zur Ruhe setzen, daß man einen Knecht nehmen konnte und beschaulich die heiteren Tage des Alters genießen durfte, darum ging's. Das hatten sie sich vorgenommen und sie würden es erreichen, wenn nicht gerade Hagel und Mißwuchs käme. Es war ein Ziel, um das es sich schon lohnte, noch ein paar Jahre selbst den Pflug durch den steinigten Acker zu führen und um die Erde zu ringen, mit aller Kraft des Leibes und des Willens, bis daß er sie legne, dieser dürftige, spröde Boden, der ihr eigen war. Das freilich verriet Klaus keinem der Fragenden — man würde ihm sonst wohl Größenwahn vorwerfen, dachte er.

Aber an einem Abend, wie er müde und gebeugt vom Felde heimkehrte, traf er Marie in der Küche. Sie saß an dem kleinen Fenster ihr Gesicht war so merkwürdig blaß und er sah, daß sie zitterte.

„Was ist dir, Mutter?“ fragte der Bauer erschrocken und blickte sie beunruhigt an. „Ich habe Schmerzen“, erwiderte die Frau und ihre Stimme klang fremd. „Ich habe große Schmerzen — ich glaube, ich bin krank.“

„Wo fehlt's denn?“ fragte er weiter.

„Hier im Leib — überall. Und ich friere auch. Mir ist so schwer ums Herz, Klaus.“

Er zwang sich ein Lächeln ab. „Es wird nicht so schlimm sein, Alte“, meinte er. „Leg dich nur hin und mach dir einen heißen Umschlag mit Kamillen. Und dann reiß dich mit Gänsefett ein, das hilft bestimmt.“

„Aber dein Essen?“

„Was heißt Essen“, posterte er gutmütig, während ihm die Angst im Nacken saß. „Ich werde schon ein Stück Brot finden und einen Topf Milch. Und morgen früh ist alles wieder gut.“

Maria legte sich wirklich hin, nach kurzem Sträuben. Und sie befolgte alle seine Ratschläge, machte sich auch den heißen Umschlag. Doch wurde es nicht besser bis zum nächsten Morgen, sondern schlimmer und schlimmer. Ja, es gab Augenblicke, da die Frau Mühe hatte, nicht zu schreien — so sehr wurde sie von Schmerzen gepeinigt.

Da machte Klaus zum erstenmal seit mehr als vierzig Jahren einen Feiertag aus einem Werktag. Er spannte die Gänse vor seinen klapprigen Kastenwagen und fuhr die unaufhörlich leise Wimmernde zur Kreistadt zum Arzt.

Der Doktor, der sie untersucht, war ein freundlicher, grauhäariger Herr. Er kam, während Maria sich ankleidete, zu dem wartenden Mann heraus und sagte:

„Sie müßte am besten gleich ins Krankenhaus, denke ich.“

„Ist es so schlimm?“



Ein Geschenk der Katholiken Italiens an den Papst

zu dessen Goldenem Priesterjubiläum ist eine Marmorsäule. Sie wurde in einer römischen Kirche — der Chiesa di S. Carlo al Corso — aufgestellt, wo der Papst vor 50 Jahren seine erste Messe gelesen hat.

„Es ist sehr ernst,“ sagte der Doktor, den Mann mitteilend von der Seite munternd.

„Und... wird sie gerettet werden?“ stammelte der Mann. Der Doktor zuckte mit den Schultern.

„Sie hat mehr Ruhe und bessere Pflege im Krankenhaus,“ sagte er ausweichend.

„Nein, nein! Ich will nach Hause!“ rief die Frau, die unbemerkt wieder eingetreten war. „Ich will nicht zu fremden Menschen...“ Die Tränen rannen ihr über die blassen runzligen Wangen.

„Gut, gut, liebe Frau,“ tröstete sie der Doktor. „Ich kann Sie ja nicht zwingen. Fahren Sie nur nach Hause. Vielleicht — ja, vielleicht ist es ganz gut so.“

Auf der Heimfahrt sprachen die beiden kein Wort miteinander. Aber kaum war man daheim, kaum hatte Klaus seine Frau zu Bett gebracht, als sie ihn mit seiner Stimme zu sich rief:

„Klaus,“ sagte sie ganz sanft und tastete nach seiner Hand, die schwer war und braun und ruffig wie der Boden, der ihm Heimat war, „Klaus, ich werde jetzt wohl sterben.“

Der Bauer suchte nach Antwort. Er sah auf ihr Gesicht, dies arbeitserfurchte, graue, zusammengekrümpfte Gesicht war plötzlich ganz klar und lauter geworden. Ja, es schien als irre ein Lächeln, ein ganz schmeles, hilfloses Lächeln über diese harten, zersprungenen Lippen der alten Frau.

„Sie freut sich — warum freut sie sich?“ grübelte der Bauer. „Seit wann freuen sich die Menschen, wenn sie sterben müssen?“

Und plötzlich, während er sie immer noch anblickte, die ihn nun, mit dieser seltsamen, ungewohnten Heiterkeit, fremd und fern anmutete, wußte er die Antwort auf seine unausgesprochene Frage. Plötzlich wurde ihm bewußt, wie schwer das Leben für sie gewesen sein mußte, dies Leben an seiner Seite. Ein recht-schaffenes Leben, gewiß; er hatte ihr nichts Böses getan. Aber hatte er ihr Gutes getan? Hatte er je mehr als das Nötigste mit ihr gesprochen, seitdem die ersten heiteren Wochen nach der Hochzeit verraucht waren? Hatte er sich je Zeit genommen, ihre Hand in der seinen zu halten — hatte er je mit ihr ein bißchen getändelt und gespielt? Oder ihr ein unvermutetes Geschenk gemacht, ein buntes Tuch zum Geburtstag, einen kleinen Schmuck zu Weihnachten?

War er einmal — oh, nur ein einziges Mal — mit ihr ein bißchen leichtsinnig, ein ganz klein wenig übermütig gewesen? Oder gar, was man verliebt nennt?

Nein, das alles hatte er nicht getan, das alles war nicht gewesen. Er hatte ja keine Zeit gehabt. Er hatte gearbeitet und sie hatte gearbeitet, man hatte gerastet und gewerkelt und geschuftet — und niemals war ihm der Gedanke gekommen, daß hier an seiner Seite eine Frau hinwelkte und verblühte, die einmal ein schönes und frisches Mädchen gewesen war. Immer hatte er ihr von dem sorglosen Alter, um das er kämpfte, gesprochen, immer von ihrer Zukunft geredet, die ein einziger Aufhetag sein würde. Und die Gegenwart hatte er darüber vergessen; ja, nicht einmal bemerkt hatte er es, wie die Jahre mit grauerhafter Hand das Gesicht der Frau umformten, bis es hart und streng und ernst geworden war, bis das Lachen verschwunden und das frohe Leuchten der Augen. Hatte sie nicht einmal singen können, die Maria, hell und frisch wie ein Vogel? Dunkel erinnerte er sich daran — es mußte sehr lange her sein, seit sie es zum letzten Male getan.

Was war das nun mit dem genießerischen Alter, davon er ihr so oft gesprochen? Sie sagte, sie werde sterben — und es würde wohl so sein. Und wenn sie trotzdem lächelte — jetzt verstand er es wohl. Ihr Leben war so schwer, so voller Mühe gewesen, nur war sie froh, glaubte er, daß sie davon erlöst wurde. So war es! Der Bauer wußte es jetzt, und sein Kopf sank ihm auf die Brust.

„Klaus,“ sagte die Frau wieder, und es schien ihm, als lese sie in seinem Herzen. „Weißt du noch, damals? Wir hatten ein Kind. Ein Knabe war es. Und was er für eine blonde Härchen hatte. Dieter hieß er und war ein so liebes Kind. Er erkrankt, ehe er zwei Jahre alt war, im Bach hinter dem Dorf, dort wo die drei Birken stehen. Ich werde ihn wiedersehen, meinen Dieter, bald.“

Klaus schluchzte heftig. Oh, Dieter, ja, es war alles so lange her. Er hatte so schrecklich geweint damals, es ging ihm so nahe. Aber dann hatte er das Kind vergessen — über seiner Arbeit.

„Ich werde ihn wiedersehen, bald“, flüsterte die Sterbende nochmals und lächelte noch immer. Sie hielt die Hand des Mannes fest, als brauche sie einen Halt für den letzten schweren Kampf. Er wagte sich nicht zu rühren durch viele Stunden. Aber dann wurde es gar kein Kampf. Und sie verlor sich mit einem leise hingehauchten Wort, das wie „Klaus“ klang, und mit diesem merkwürdigen, wunderlichen Lächeln. Wie ein Licht endlich doch verbrennt.

Der Bauer sah an ihrem Lager, bis der graue Morgen frohlig ins Zimmer blickte. Da erhob er sich schwerfällig und verließ das Haus. Er ging durch das schlafende Dorf mit den Schritten eines halb Trunkenen. Aber der frische Hauch des Morgenwindes, der seine Stirne wohltuend kühlte, wirkte er-nüchternd und beruhigend. Er kam an die Brücke hinter der Kirche — schen blickte er nach dem Friedhof hinüber. Die weißen, fahlschimmernden Kreuze, die zwischen Lebensbäumen und Tannen hindurchlugten, ließen ihn erschauern. Auf dem Holz der primitiven Brücke verurachteten seine Schritte einen dumpfen, nachhallenden Ton. „Wie Hammerschläge auf einem Sarge“ mußte er denken und wachte mit dem Handrücken über seine alten, weißfahig gewordenen Augen. Es war wohl die eben in Blut und Feuer aufgehende Sonne, die ihn blendete.

Er schlenderte jetzt am Ufer des Baches entlang, durch Wiesenschamkraut und Lattich und die dunklen, saftgrünen Blätter des Hahnenfußes und der Sumpfbutterblumen. Endlich kam er an die Gruppe der drei Birken. Die Blätter der weiß-schimmernden Bäume zitterten in einem nicht merkbaren Wind, wobei sie ein wirperndes Geräusch verursachten. „Sie frieren wohl, diese Birken“, dachte Klaus — und dann wunderte er sich, daß sie noch immer noch hier standen. Er hatte sie so lange nicht gesehen — seit Dieters Tod wohl nicht mehr. Ueberhaupt, ihm war dies alles fremd wie eine andere Welt. Sein Ader lag auf der anderen Seite des Dorfes und nie war er hier mit Marie frizieren gegangen. Er hatte ja keine Zeit dazu. Er mußte fleißig sein und arbeiten — indes das Leben bunt und süß und fern an ihm vorüberglitt.

Der Bauer ließ sich in dem hohen Niedgras nieder. Er barg den Kopf in den Fäusten und starrte mit brennenden Augen in das Wasser, das klar und murrend und geschwägig über Kiesel und Baumwurzeln hüpfte. Jetzt sah er Dieters Gesicht ganz deutlich, sah ganz genau dies kleine, frohe, süße Lebewesen vor sich. Daß er den Jungen jemals vergessen konnte!

„Hier also war es“, grübelte er. „Hier hat er gespielt — vielleicht hat ein schwimmendes Blatt, eine vorbeitreibende Blüte ihn gelockt. Er hat sich vornüber geneigt, um danach zu greifen. Und dann ist er hineingestürzt in das Wasser — und ertrunken.“



Christi Geburt

wird seit Jahrhunderten in den „Krippen“ dargestellt. Besonders liebevoll ausgearbeitet ist diese aus dem 17. Jahrhundert stammende neapolitanische Krippenfigur, die jetzt im Bayerischen Nationalmuseum in München steht. Bei ihr sind die Köpfe der Figuren in Ton modelliert, die Körper aus Holz geschnitten und mit Stoff bekleidet.

Er schauderte. War es nicht eigentlich immer so im Leben. Wenn man nach irgend einem Ziel greift, wenn man es fast schon mit den Händen berührt, dann ertrinkt man? War nicht auch sein Leben so gewesen, daß er das Glück der Gegenwart opferte um eines zukünftigen Glückes willen, das ihm nun nie, nie mehr blühen würde?

Es war schon hoher Vormittag als Klaus ins Dorf zurückkehrte. Er besorgte das Notwendige beim Pfarrer, beim Schreiner, der den Sarg herstellen sollte. Den Rest des Tages verbrachte er bei der Toten.

Einmal, in der Nacht, trat er vor die Tür. Er blickte angestrengt hinüber, dorthin, wo die drei Birken standen. Aber es war zu dunkel, er konnte sie nicht erkennen. Kopfschüttelnd ging er wieder ins Haus zurück.

Am Freitag folgte das halbe Dorf dem Sarge. Das Gesicht des Bauern war ernst und steinern, doch das Gehen wurde ihm schwer.

Der Pfarrer hatte als Text das Bibelwort gewählt: „Unser Leben währet siebzig Jahre und wenn es hoch kommt, so sind achtzig, und wenn es köstlich gewesen ist, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Alles war tief ergripen und erschüttert. Sie hatten zitternd nur Freunde gehabt im Dorf, die Maria Hendricks. Doch hatte sie es wohl nicht gewußt.

Der Pfarrer war selbst gerührt. Er sprach von dem stillen, tätigen Leben dieser Frau. Und dann sprach er von Gott. „Gott ist gnädig und barmherzig“, sagte er, „und seine Güte währet ewiglich.“ In diesem Augenblick ertönte ein gelendes Lachen, höhnisch, schrill, daß die Leidtragenden erblassend zusammenstürzten. Man glaubete, es sei die Stimme von Klaus — doch mußte man sich wohl getäuscht haben. Denn da man ihn ansah, stand er steif und still, und die Tränen rannen über sein unbewegtes Antlitz wie ein Strom.

Feme

Von Peter Martin Lampel.

Fährnischvater wollte davongehen. Aber er weiß ja nicht wohin. In diesen engen Räumen war dem, was nebenan geschah, nicht auszuweichen. Deshalb zögert er, in der Absicht, den Mann, dessen Vollmacht ihm soeben vor die Nase gesetzt worden ist, zu ignorieren. Er kommt sich merkwürdig entschluplos vor.

„Einen braucht ich“, sagt der Mörder.

„Wir nehmen einen Sad mit Steinen, an der Ausfallspforte. Ich laß ihn in den Sad klettern, dann — hat's jeknallt — in den Fluß. Erlebigt. Aber ich brauch noch einen Mann — „ho“ ruft er:

„... da kommt ja einer — marsch — hol den Arrestanten.“

Da Hans ungeschlüssig und betroffen zu Fährnischvater hinüber sieht, schreit der Mörder auf ihn los mit all der nachdrücklichen Grobheit, zu der ein langgedienter Feldwebel überhaupt fähig ist:

„Den Jentich — soll ich dir Beine machen, du Schwein!“

Die letzte Aufforderung überzeugt den Angebrüllten von dem Ernst und der Wichtigkeit des Auftrages.

„Jawohl, Herr Feldwebel —“

Hans rennt.

Der Fährnischvater hat mit einem Male alle Kraft verloren. Er fühlt sich todesend.

Er redet mit dem letzten Rest an Kraft:

„Ich dulde nicht —“

„Sie?“ wundert sich der Feldwebel — „Sie?“ Er sucht nach einem nachdrücklichen Ausdruck.

„Sie können mir...“ sagt der Mörder befriedigt. Jetzt hatte er den anderen so weit, wie er ihn brauchte — diesen schlappen Kerl mit der Volkshewistentolle.

Fährnischvater zergrübelt sich den Kopf. Was kann er jetzt um Gottes willen bloß sagen?

Da steht er mit offenem Munde und möchte reden. Er weiß nicht was. Es fällt ihm gar nichts ein — sein Schädel kommt ihm wie ausgepustet vor. Er hat überhaupt gar keine Gedanken mehr. Vielleicht — denkt er flüchtig — kann man den hier kaufen? Aber woher das Geld nehmen? Besser — man schöße den Mörder jetzt auf der Stelle tot — wie widersinnig: um einen Totschlag zu verhindern, will er selber jemanden ans Leben — wohin führt das?

Fritz Fährnischvater steht vollkommen ratlos. Wenn er den Mörder umlegt, wird er sich schleunigst neben ihm erschließen müssen. Diese neue Vorstellung gewinnt beängstigenden Raum in seinem Hirn.

Sein schmerzender Schädel gibt nur noch den einen Gedanken her: es geht um dein eigenes Leben — du selber stehst auf

der Rippe. Um welchen Preis? Oder hat gar der andere recht, nicht er?

Atemlos steht er, wie Hans mit dem Jentich im Torgang erscheint. Dieses Bild wird er sein Leben lang nicht wieder los werden.

Der junge, blasser Mensch schleicht — fast tastet er sich an der gemauerten Wand entlang — zum Tageslicht. Er hat nur eine angeschmutzte Drillichhose an und ein zeretztes Hemd. Auf diesem groben Hemde fleben brandig rote Flecken. Kraftlos läßt sich der Jentich an die Mauer fallen, als er den Mörder erkannt hat.

„Dalli — lauf —“

Der Feldwebel geht auf ihn zu. Mit langsamen, bedrohlichen Schritten.

„Du Mas —“ schreit er den Gepeinigten an. Heiser kommt sein ganzer Abscheu über den anderen:

„... bist ja sonst so schön zu den Kommunisten gelaufen.“ Der Jentich streckt mit einer erbarmungswürdigen Geste die Hände nach dem Fährnischvater aus.

„Herr Leutnant, helfen Sie mir doch —“

So steht er in der Helligkeit der Mittagssonne. Der Leutnant jagt ihm, ebenso heiser:

„Man wird Sie jetzt ins Lazarett schaffen, Jentich.“

Das Lächeln des Feldwebels erstickt selbst die kleinste Hoffnung.

Voll Angst stößt der Jentich die hilflosen Hände ins Blaue. Er sieht die Augen seines Mörders vor sich.

„... lieber Herr Leutnant...“ ruft er halbersticht: „Sie wissen, was der vor hat.“

Er starrt noch immer entsetzt den Feldwebel an.

Er flüstert: „... ich bitte Sie, ich habe nichts getan...“

Der Feldwebel stößt ihn in den Gang nach der hinteren Pforte. Er schlägt seine Faust in die Rippen des Zitternden: „Du triffst so lange Liebe, bis du die Wahrheit gesagt hast.“ Seine Schreie schallen aus dem Gewölbe zurück — brechen ab?

„... retten Sie mich doch —“

... noch einmal

„Herr Leutnant —“

Dann bleibt alles still.

Fritz Fährnischvater haut sich die Fäuste vor das Gesicht.

Das kann er nicht länger mehr ansehen.

Auch die Paula hat die Tür ihrer ins Fort gemauerten Wohnstube aufgerissen. „Der arme Mensch —“ kann man denn einen Menschen derart schlagen? Das klare Tageslicht hat ihr gezeigt, wie der Jentich zugerichtet ist. Was haben Sie mit diesem armen Luder jetzt noch vor? Sie, Paula, wird nicht dulden, daß man ihn weiter verprügelt. Sie schleicht um den Kommandanten herum. Der steht mitten im Weg und sieht sie nicht. Blinkt Paula den anderen nach. Noch einen Blick wirft sie auf den Fährnischvater.

„Du lieber Gott,“ spricht sie vor sich hin. Mit einer ent-rüsteten Betrübnis: „Die haben gar kein Herz.“

Wie lange Fährnischvater so gestanden hat, weiß er nicht. Der Posten meint, Herr Leutnant wäre krank. Er berührt ihn, vorsichtig und voller Respekt, am Armel.

Aufgeschreckt erkennt er neben sich den Soldaten der Wache — denselben, der ihm gestern abend half, den Jentich ins Bett zu holen und aufzuheben eine Frau. Diese Frau ist sehr gebüht und hochbetagt. Sie trägt einen so langen Rock, daß er beinahe den Boden streift. Der Rock ist aus billigem Stoff und ungewandt zurechtgeschneitten. Auch die gestrickte Jacke, die sie übergezogen hat, ist ärmlich. Ein graues, verchliffenes Tuch ist um Kopf und Ohren geschlagen und mit Sorgfalt unter ihrem Kinn verknotet.

Ihr Gesicht ist recht alt.

Die Haut spannt sich über den Wangenknochen so eng, daß ungezählte Furchen und Fältchen wie Gitter um die Baden dieser Frau gezogen sind, nicht bloß am Mund und unter den Augen. Diese Augen sind merkwürdig hell in dem greisenhaften Gesicht.

Diese Augen bleiben unentzinnbar.

„Wie kommen Sie hierher?“ fährt der Leutnant auf. Sie scheint nicht zu verstehen, was er sagt.

Er wiederholt sich, fährt den Soldaten an. Wie könne er sich unterstehen, eine Frau ins Fort zu lassen? Das Betreten des Forts für Angehörige sämtlicher Soldaten ist verboten. „Wo?“

Der Bursche mit dem guten offenen Gesicht erinnert ihn unklar an die Szene von gestern abend.

Auch die alte Frau nimmt jetzt die Antwort auf. Beide rufen sie — beinahe gleichzeitig — erklärend, wie selbstverständlich:

„Die Mutter von Jentich.“

„Wer?“
Fährnrichswater schreit es.
Unentrichtbar sehen ihm die grauen Augen entgegen, beinahe blaß, und blank in der Pupille. Der eingefallene Mund hat verständlich gemurmelt:
„Die Mutter von Jentisch — ja.“
Ausgerechnet sie hat man hereingelassen.
Sie deutet auf die dunklen Gänge, hinter ihm.
„Da ist es aber finstler“, sagt sie, „wo steckt der Junge bloß?“
Wie lange sie nach ihm gesucht hat!
„Sie wollen Ihren Sohn besuchen?“ stottert der Fährnrichswater, „Leider ist er gerade heute nicht hier.“
„Ich kann ja warten“, sagt die alte Frau geduldig.
Fährnrichswater ist erschöpft.
„Es wird zu lange dauern.“
Sehr traurig ist es schon und will ihr gar nicht in den Kopf, daß sie den Gottlieb am Ende ihrer Reise nicht sehen soll. Der Herr wird das verstehen. Der Herr möchte vielmals entschuldigen.
Fährnrichswater fühlt seine Hand gepackt.
Sie wendet sich zum Gehen. Sie bedankt sich vielmals: wofür?
Da fällt ein Schuß.

Vorstoß in den Argonnen

Von Max Barthel.

Am Freitag begann der Vorstoß der Jäger hoch oben im Wald. Die Kanonade brüllte drei Tage. Der Musketier Ketten Schmidt kannte den Abschnitt der Jäger. Mit seinem Freund Dachsle war er einmal dort gewesen. Da gab es keinen Wald mehr, keinen Busch und auch kein Gras. Die zerpfitterten Stämme des einstigen Hochwaldes zeigten ihr erstorbenes Holz. Der Tag war glühend und wölbte sich in solch ungeheurer Klarheit über dem Lande, als wölbte er sich hoch über der Erde eines anderen Sternes. Aber er war schon unser Stern, über den sich der Tag wölbte, unsere Erde, das Gräberfeld, die Trichterfette, der furchtbare Streifen Front, in dem nichts leben konnte als der Mensch, um zu kämpfen und zu sterben.

Die beiden Soldaten waren die Laufgräben emporgestiegen, das Gras verdorrte, und dann kam die Zone des Grauens, dann kamen die Jäger. Die Feuerwalze der Artillerie war über ihre Gräben gegangen und hatte einen kilometerbreiten Streifen der Vernichtung hinter sich gelassen. Angriff auf Angriff hatte jede Erdkrume umgewühlt und vergiftet. Graben lag hinter Graben. Unterstand hinter Unterstand und dazwischen trauerten die Gräber. In verlassenem Stollen saulte Wasser. Viele Gräben und Sappen waren eingestürzt und stürzten irgendwie die Ordnung in dem Chaos. Drahtverhaue, Blindgänger und zertrümmerte Verschanzungen: das war der Wald auf der Höhe, wo die schließlichen Jäger lagen. Ketten Schmidt und Dachsle stießen auf die Sturmreife im dritten Graben.

Fünf Minuten hinter der Front ging ein beinahe lautloses Fest. Viele der jungen Soldaten waren angetrunken, sie liefen lustig durch die schmalen Gräben, in ihren hellen Augen aber zuckte Angst. Auf zwei Jäger kam drei Flaschen Wein, 20 Zigaretten und vier Zigarren. Das war eine grandiose Zugabe zur Mahlzeit, drei Stunden vor dem Angriff.

Zwei junge Soldaten begrüßten den Besuch mit großer Heiterkeit und schlepten die Musketiere von der Landwehr in einen Unterstand. In dem dunklen Loch wurde gelächelt und gelungen.

„Die Schwäbe sind da“, krächte ein Unteroffizier. „Die Verstärkung ist da. Sie sollen auch eine Bulle Wein bekommen.“

„Von wegen Verstärkung“, antwortete Dachsle, „da faucht die Rak links! Mir wollet uns bloß eure Stellung besichtigen!“

„Mensch“, sagte der Unteroffizier, „ihr seid doch die 4. und 2. dreiundzwanziger, ihr sollt doch mitführen!“

„Sonderdreiundzwanziger send mir scho, aber von der Landwehr! Und die Landwehr, Herrle, die stürmet halt nicht“, antwortete Dachsle.

Die Jäger lachten Spott und Hohn. Sie brüsteten sich mit ihrer Jugend und Töberei. Für sie war es eine Selbstverständlichkeit, mitten im Feuer vorzustürmen.

„Schöne Landwehr“, maulte der Unteroffizier. „So junge Kerle und bei der Landwehr! Wir dachten, ihr wäret vom aktiven Regiment. Aber euren Wein sollt ihr trotzdem haben. Da, nehmt und trinkt, ihr Hosenreißer!“ Er lachte und wölbte die breite Brust, die mit den beiden Kreuzen ausgezeichnet war.

Ketten Schmidt wollte tragisch werden, aber Dachsle behielt die Ruhe. Er nahm die Flasche, sagte „Prost, Jäger!“, setzte an und trank. Dann gab er den guten Wein an seinen Kameraden weiter, und als der trank, sagte Dachsle bedächtig:

„Ich glaube, mir machet uns wieder auf unsre Füß, damit mir zu unsre Kompanie kommet, sonst glaubet die Saudackel, wir seiet fahnenflüchtig geworden!“

Sie tröteten in ihre Linie zurück, und kaum hatten sie den Unterstand erreicht, da ging auch schon die Sauerer los. Bald bummerten die großen Langrohrgeschütze. Die ersten Minen schaukelten an. Der Unteroffizier Richter spritzte in die Unterstände und brüllte:

Springflut an der Nordsee

Von Josef Kliche.

Seit den frühen Morgenstunden heulte der Sturm. In graugeballten Wolkenschwadern schob er vom Meer her. Er legte durch die Bauerngärten, entwurzelte die Obstbäume und zerriß die Hecken und Stauden des herbstlichen Strauchwerks.

Mit Möwenschrei hatte es angefangen. Die zahlreichen weißgefiederten Tierchen hatten gegen Mitternacht ihre Nistplätze auf den Sandhüften und Mattbühnen verlassen und waren zu Tausenden in die Gehöfte der Menschen gekommen. Schutz suchend. Zum wildbrausenden Sturmwind gesellte sich in den frühen Morgenstunden und am Vormittag ein Regengeriesel. Wen nicht dringende Pflicht nach draußen trieb, der blieb in seiner Behausung, hörte das immer unheimlicher werdende Säusen und suchte in seinen Erinnerungen nach einem ähnlichen Tage. Damals, als man mit Ziegen und Schafen auf den Dachboden getrocknet war, um sich der Wassernot zu entziehen. Seitdem war solches nicht mehr eingetreten. Die neuzeitlichen Kanalisationsmethoden und Deichbauten boten den stets auf der Lauer liegenden Wassermassen einen Halt.

Durchs Dorf mühte sich der Knecht des Gemeindeältesten. Es sei Gefahr im Verzuge. Die Deichposten mühten auf ihre Plätze. Aus einzelnen Häusern bewegten sich Gestalten nach dem langgestreckten, schützenden Deich.

Zwei Stunden waren hingegangen, da begann die Sirene des nahen Leuchtturms zu heulen. In kurzen, scharfen Tönen. Der Kirchturm fing die Warnungszeichen auf, und bald rief, laut jammernd, die Notglocke dazwischen. Das Vieh war in Gefahr. Die Kinder und Schafe, die zu Hunderten jenseits des Deiches auf den weiten Grodenwiesen weideten. Ohne jede Aufsicht; so wie es immer gewesen. Das Vieh, das Laß und Gut der Marksbauern!

In den Bauernstuben fuhren die Männer in die langen Wasserstiefel oder trepelten sich die Hosen auf. Dann hinaus. Mit Striden und Knütteln in den Händen über den Deich. Hier bot sich ihnen ein schlimmer Anblick. Meterhoch drangen in regelmäßiger Reihenfolge die grauen Springwellen über den breiten Schlickbezirk. Ihre sprühenden Ausläufer aber plätscherten und gurgelten über den angrenzenden Wiesengroden. Es schien, als wolle sich die ganze Nordsee in den Tadelbüsen ergießen. Fast

„Alarm! Den Graben besetzen!“

Der Graben wurde besetzt. Ketten Schmidt und Dachsle bezogen mit einigen Kameraden den Vorposten im Wald. Sie nahmen die Gasmasken mit und sahen, bevor sie in die Sappe stiegen, Michel Dambacher mitten im Feuer laut aus seinem Gebetsbuch lesen.

Die Feuerwalze stampfte hoch in den Bergen und schleuderte auch glühende Splitter hinunter zur Landwehr. Aus dem Längengehölz brachen die Minen vor, aber sie kamen zu kurz nieder und zertrümmerten nur die blühende Wieße vor dem letzten Drahtverhaue. Und an der großen Buche lag Ketten Schmidt mit seinen Kameraden, äugte in den Wald und hielt die Pistole in der Faust.

Kein Mensch war zu sehen.

Im grünen Gras liefen goldne Käfer.

Durch den Wald flogen Vögel und kauerten sich ängstlich in den Gebüsch. Sie hockten dicht beieinander. Man konnte sie mit den Händen greifen. Von der blühenden Wieße her wölbte der bittere Qualm der Mineneinschläge. Und immer noch schien die Sonne.

Zwei Stunden lagen die Posten im Wald. Immer heftiger knallte in den Bergen das Geschützfeuer. Auch auf Baugois war der Teufel los. Dort oben flog ein Grabenstück in die Luft und verschüttete 20 Mann. Die Maschinengewehre hämmerten die Särge zu.

Den ganzen Tag ging das Feuer, rollte durch die Nacht und toste auch am zweiten Tag. Und am dritten Tag wurden von der Landwehr 50 Mann als Sturmreserve angefordert. Unter den 50 Soldaten waren auch Ketten Schmidt und Dachsle. Auf dem Weg in die Höhe wurde ein Mann verwundet. Streifschuß am Hals. Er hatte es gut und ließ sich verbinden. Als er ausgeheilt war — er hatte es nicht gut — kam er in ein aktives Regiment und fiel schon am ersten Tag vor Ypern.

Die Jäger hatten schwere Verluste und waren schon dreimal aus ihren Gräben vorgestoßen. Aber sie brachen bei jedem Vorstoß im furchtbaren Maschinengewehrfeuer zusammen. Der junge Unteroffizier mit den beiden Kreuzen, der so gelinde über die kühne Landwehr gespotet hatte, war gefallen. Er kam aus den stillen und tiefen Wäldern des Eulengebirges in die lauten und vernichteten Wälder der Argonnen, trank eine Flasche Wein vor dem Sturm, rauchte fünf Zigaretten, machte Wiße und kam nicht mehr zurück.

Das war nun am dritten Tag, und in der Frühe 5 Uhr 7 Minuten stießen die schließlichen Jäger zum letzten Male vor. Diesmal erreichten sie den französischen Graben. Sie gruben sich ein, schlepten Maschinengewehre heran, warfen Handgranaten, schossen wie verrückt und hielten auch die umdonnerte Linie. Auch die jungen Leute von der Landwehr stürmten mit.

der gesamte Groden stand unter Wasser. Bis an die Knie stapften und stolperten die Kinder in der grauen Flut. Dazwischen Schafe und Schweine, hier und dort ein Huhn, ein Gase, mit dem vom Wind gepeitschten Wasser kämpfend. Und alles schreiend, blönd, brüllend.

Die Not ist groß. Entschlossen waten die Männer hinaus, suchten sich des Viehs zu bemächtigen. Zuweilen rutschte einer bis über die Hüften ins Wasser. Sind doch die Wiesen mit unzähligen verschlammten Gräben durchzogen. Fallen, die die alles verbedende und gleichmachende Flut dem Auge verbirgt. Dazu heult der Sturm, peitscht der Regen, brüllen die Tiere in Todesangst.

In seiner Verzweiflung leistet das Getier allerlei Widerstand. Hier ist es nicht von der Stelle zu bringen, dort laufen einzelne Stüde seawärts. Grad ins Verderben. Ein Schimpfen und Fluchen, ein Schlagen mit dicken Knütteln. Nur widerborstig läßt es sich überwinden, an Striden fesseln und landwärts treiben. Wo eins in einen Schlammgraben tritt, tobt es unäugliche Mühe, es wieder herauszubringen. Am meisten gefährdet sind die Schafe. Gerät eins von diesen in eine Vertiefung, so ist es meist verloren. Das dicke Wollfell saugt sich derart voll Wasser, daß es Zentnergewicht bekommt und das Tier nicht mehr hoch läßt.

Den ganzen Vormittag arbeiten die Männer. Hier und dort sind ihnen die Frauen zu Hilfe gekommen, während die größeren Kinder vom Deich das wahrhaft nicht alltägliche Schauspiel neugierig — ängstlich bestaunen.

Ehe die Dunkelheit hereinbricht, ist das schwere Werk getan. Bis auf eine Anzahl Schafe und zwei Kühe, die ertrunken sind, ist alles geborgen. Erst anderen Tages wird die Sichtung, der Austausch vorgenommen. Von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf.

Spät nach Mitternacht war Ebbe eingetreten. Der Sturm flaute ab, der Deich war unbeschädigt geblieben. Wer heute über den noch mit schlammigen Pfützen bedeckten Groden geht, der sieht hier und dort ein totes Schaf, an dem die Krähen herumspicken, ein ertrunkenes Huhn, einen verendeten Hasen. Und dazu unzähliges totes Gewürm, das sich nicht retten konnte.

Springflut an der Nordsee.

Ketten Schmidt und Dachsle stießen auf einen französischen Stollen, der beinahe unverfehrt war. In dem Stollen lauerten einige Franzmänner. Sie ergaben sich sofort. Es waren Männer von der Artillerie. Dachsle sprach sie französisch an. Sie lachten und verloren die letzten Schauer der Angst. Ja, sie warfen die Gewehre beiseite, legten behutsam die Handgranaten weg und bewaffneten sich mit hüher Schokolade, mit Zigaretten und weißem Brot. Mit diesen Waffen entwaffneten sie den heldenhaften Dachsle und den tapferen Ketten Schmidt. Die Granaten heulten und trachten, im Stollen aber war Friede und große Verbrüderung.

Die beiden Musketiere waren schon vier Monate an der Front, aber erst heute, bei diesem Vorstoß, hatten sie die ersten lebendigen Franzosen gesehen. Der Krieg war ein Maschinenkrieg, das Material triumphierte, die Chemie und Ballistik feierten Hochzeiten, die Maschinen überwältigten den Menschen und keulten ihn heulend zu Boden. Aber nun standen die Soldaten anderen Soldaten gegenüber. Ueber ihnen krachte die Hölle. Sie waren jenseits aller Hölle. Sie erkannten sich. Und als sie sich erkannten und von den Franzosmännern weißes Brot, Zigaretten und Schokolade entgegennahmen und deutsche Zigaretten dafür eintauschten, setzte über ihnen der Gegenangriff ein.

Der vernichtete Wald mit seinen Schluchten und fahlen Bergen spie Feuer. Ungeheuerlich rollte und grollte das Schlachtfeld über ihnen. Die schweren Granaten trommelten. Und hinter der Feuertrommel rückten die Franzosen an. Sie wurden mit Maschinengewehren niedergemäht.

Die Soldaten im Stollen duckten sich.

Da nahm ein Mann von der Artillerie das Wort.

„Die Sauerer geht wieder los, Kameraden“, sagte er. „Wir sind eure Gefangenen und wollen nun auch nach euren Linien.“

„Jetzt mitten im Feuer?“ fragte Ketten Schmidt.

„Ja“, sagte der Franzose, „das ist nur ein einmaliges Feuer, aber wenn wir bleiben, wird es ein Feuer für viele Jahre sein, Kamerad. Ihr werdet diesen Graben doch nicht halten können.“

Dachsle hörte aufmerksam zu und meinte:

„Also so ist das? Nun, es ist gut, daß wir es wissen. Also los, Herrschaften, türmen wir!“

Sie krochen langsam aus der Tiefe an den Tag, in das Feuer hinein. Der Geschützkampf verlöschte langsam. Und die Franzosen und die beiden Deutschen sprangen durch das Krachen der Granaten und durch das peitschende Singen der Gewehre hinüber in die alten Linien. Dort warteten schon neue Truppen auf die Ablösung. Ketten Schmidt und Dachsle brachten ihre Gefangenen zum Bataillon. Der eroberte Graben wurde gehalten. Er saß noch viel junges Blut.

Von Dichtern und Journalisten

Egon Erwin Kisch reiste für ein Wiener Blatt nach Sonstowin. Zur Sonderberichterstattung. Erbat Vorstufung. Bekam 50 Kronen. (Vor dem Kriege.) Wollte mehr. Das wurde abgelehnt. Er reist ab. Aus Sonstowin folgt am anderen Tage der erste Bericht: „Sensationelle Parlamentswahlen. Es erregte hier großes Aufsehen, daß der liberal angesehene Abgeordnete in einer großen Rede, die er gestern vor vollkommen heilem Hause hielt, ausdrücklich betonte, daß er, sehr zum Aerger und Schrecken seiner Partei, von heute an etwas ganz Merkwürdiges und Seltsames zu tun im Begriffe wäre, nämlich — — — stopp — hier endet Vorstufung.“ „Kisch.“

Roda, Roda war im Kriege Berichterstatler der Wiener „Neuen Freien Presse“. Von Front zu Front zog der Meister der Anekdoten, im Rucksack eine von der Redaktion zur Verfügung gestellte Schreibmaschine.

Der Krieg war aus. Roda sah wieder daheim bei Weiß und Rind, in München. Da kommt eines Tages von der „Neuen Freien Presse“ ein Brief, der Herr Roda möchte doch die Schreibmaschine wieder abliefern.

Roda schreibt eine Postkarte: „Rücksendung nicht möglich, die Maschine wurde mir unter den Händen von einer Granate zertrümmert!“

Bei Tische sprach man von der Ehe. Jemand wandte sich an Bernard Shaw und sagte: „Der Mann, der seine Frau schlecht behandelt, verdient, daß ihm das Haus über dem Kopfe angezündet wird!“

Shaw, der diesen Mann gut kannte, lächelte: „Nun, ich glaube, Sie werden Ihr Haus gut versichert haben!“



Winter im deutschen Hochgebirge

Das tragische Moment im Leben großer Männer

Von Herbert Eulenberg.

Erst der tüchtige italienische Seelenarzt Lombroso hat damit angefangen, die nervösen und geistigen Leiden großer Männer oder Künstler zu beobachten und zu beschreiben. Bei uns in Deutschland ist später der Leipziger Möbius dem Beispiel des Verfassers von „Gnie und Wahnsinn“ gefolgt und hat Goethe, Schopenhauer und Nietzsche seelisch zerschnitten. Sehr richtig haben beide schon die Grenzgebiete erkannt, die zwischen vollkommener geistiger Gesundheit und zwischen einer seelischen Krankheit liegen und die allzu häufig von bedeutenden Geistern hin und her durchquert werden.

Nehmen wir Emile Zola als Beispiel: Er gehörte zu den Leuten, denen eigentlich nichts und doch alles fehlte. Seine Nerven machten ihm beständig irgendwo zu schaffen. Am schlimmsten mußten sie ihn tageweise durch eine „Zählmanie“, wie er sie selber bezeichnet hat, gequält haben: durch eine Sucht, fortwährend alles zu zählen, was er sah: die Stufen auf einer Treppe, die er stieg, wie die Fenster eines ihm gegenüberliegenden Hauses, wie die Droschken, die ihm auf den geliebten Boulevard begegneten, wie die Gaslaternen an den Vorstadtsstraßen. Damit verband sich bei ihm, dem Freigeist, ein gewisser Aberglaube, indem er meinte, daß bestimmte Zahlen ihm Glück brächten. Zuerst hielt er die Drei für solch eine Glückszahl. Später redeten ihm die Gebrüder Goncourt die Sieben auf. Wir nehmen diese Zählmanie heute als eine Folge von Ueberarbeitung oder eines erschöpften Beobachtungsinns. Zola entwickelte dies Beobachtungsvermögen ja planmäßig dadurch, daß er mit einer ungewöhnlichen Willensanstrengung alles, was er zu einem Roman nötig hatte, zusammenkudelte und einsammelte. Dabei beschäftigte ihn nur der Stoff, den er gerade brauchte. Wenn er über die Bauern schrieb, wollte er nichts von anderen Dingen wissen, und nahm auch gar nichts auf, was nicht in dieses Gebiet fiel.

Neben dieser Zählwut plagte ihn beständig noch — seltsame Voraussetzung seines gewaltsamen Todes — eine Furcht vor Erstickung. Jeder Druck war ihm unerträglich. Besonders am Halfe. Unsere heutigen Herrentragen nannte er aufgeschüttete Marterwerkzeuge. Dabei trug man zu jener Zeit nur die bequemeren Umklapptragen. Seine Kleider mußten ihm stets weit und wölbig gemacht werden. Im Bett konnte er niemals mit eingesteckten Kissen schlafen. Seine Angst vor Erstickung ging so weit, daß er bei heftigen Gemütsregungen geradezu Angina bekam. Als ihn während seines Eintretens für den unschuldigen Dreyfus gewissenlose Lohnschreiber persönlich angriffen und sogar das Andenken seines Vaters verunehrten, erlitt er einen Anfall von Angina, der ihn fast niederwarf. Seine Energie und sein Geist, der stets den Sieg über seinen Körper wiedergewann, ließ ihn jedoch den ganzen widerwärtigen Prozeß durchhalten. Er bewies trotz seiner krankhaften „Emotivität“ dabei einen moralischen Mut, der sogar seinen Gegnern Achtung einflößte. Alle seine Maßregeln gegen die Erstickungsgefahr verlagten in der Nacht seines Todes. Er schlief mit seiner Gattin in seiner Winterwohnung in Paris in der Rue de Bruges. Das Schlafzimmer zu ebener Erde wurde durch einen offenen Kamin geheizt, dessen Abzugsrohr verstopft war. Frau Zola bemerkte, daß der Kamin rauchte und wollte das Feuer löschen lassen. Aber er meinte lächelnd: „Es ist ja doch gleich ausgebrannt, laß dich nicht von meiner fügen Idee, der Furcht vor Erstickung, anstecken!“ Er hatte in der Nacht noch die Kraft aufzustehen, da er sich unwohl fühlte, fiel aber auf den Boden nieder. Dort fand man ihn auf dem Teppich am anderen Morgen. Noch warm, aber tot. Seine Gattin kam mit dem Leben davon. Der Gobelin im Schlafzimmer des Ehepaares, zu dessen Füßen man Zola an seinem letzten Morgen aufhob, stellte einen Kampf des Hercules mit den Schlangen dar.

Tolstoi.

Sehr lesenswert ist noch heute, was Lombroso, der dieses Opfer seiner Seelenforschung noch persönlich aufgesucht und sich recht gut mit ihm vertragen hat, von den Krankheitsformen dieses stärksten russischen Erzählers berichtet. Nach ihm muß Tolstoi mit unserem heutigen Nachschuß durch und durch ein Schizophrener gewesen sein. Seltener Anfälle von einer fast kindlichen Heiterkeit, deren Gorki einige in seinen Erinnerungen an Tolstoi wiedergegeben hat, wechseln bei ihm mit weit häufigeren Ausbrüchen einer tiefen Schwermut. Sein Gemüt glück ganz dem russischen Himmel, der auch mehr grau als blau ausfiel. Am tiefsten wurde er gemartert durch die Unstimmigkeit, die zwischen seinen Lehren, die er aufgestellt hatte, und dem eigenen Leben, das er führte, bestand. Seine letzten dreißig Jahre waren ein fortwährender Kampf zwischen ihm und seiner Gattin, die er gleichwohl stark geliebt haben muß; ein Kampf um die Verwendung seiner Einnahmen aus seinen Werken wie aus seinen Gütern. Tolstoi wollte seinen kommunikativen Gedanken folgen und alles, was er verdiente, bis auf den notdürftigsten Unterhalt für sich und die Seinen rings an die Bauern verteilen. Seine bei allem tüchtigen, lebensstarke und gebildete Frau, suchte vor allem für die zwölf Kinder, die sie ihm geboren hatte, von dem ererbten und zuerworbenen Vermögen ihres Gatten so viel zu rückzulegen, um den Kindern eine gute Erziehung geben zu können. Besonders den sechs Söhnen, die ihr von neun geblieben waren. Tolstoi, der die Absicht hatte, der Mensch solle möglichst wenig lernen, und die Früchte der Bildung seien, wie der verbotene Apfel im Paradiese, nur verderblich, stemmte sich aufs heftigste gegen solche, wie er meinte, sinnlose Verwertung seines Besitzes und Erwerbes. Schließlich überließ er sein Gut seiner Frau sowie auch das Recht auf seine Werke, soweit sie vor 1881 erschienen waren. Er selber blieb in zwei Zimmern im Erdgeschoß des Herrenhauses wohnen. Näherte sich nur von Pflanzengestalt und Stutenmilch. Und trug russische Bauernblusen, die freilich auf seinen Wunsch sehr oft gewaschen werden mußten. Endergebnis: Er wurde von seiner Frau als rührender, von seinen meist oberflächlichen Söhnen als verrückter Sonderling genommen. Was er und wie er zu Hause gelitten hat, das ist von ihm ergreifend in seinem Stille: „Und das Licht leuchtet in der Finsternis“, einem dramatischen Selbstgemälde, geschildert worden.

Man fragt sich angesichts der Qualen, die ihm sein Kompromißdasein eintrug, warum er nicht lange vor seinem Ende die Flucht in irgendeines der damaligen vielen Klöster in Rußland angetreten hat? Warum er bis in sein 72. Lebensjahr gewartet hat, ehe er sich auf den Weg zu seiner Schwester machte, die längst irgendwo im Gouvernement Kaluga als Nonne lebte.

Es war wohl die schmerzvolle Anhänglichkeit an seine Gattin, die bei jedem seiner Fluchtversuche ihrerseits mit Selbstmord drohte, die ihn so lange in Jasnaja Poljana festhielt, seinem ertlichen Gut und seinem Geburtsort, der ins Deutsche überseht „Rechte Waldwiefe“ heißt, ein Name, der ganz sonderbar zu dem verdüsterten Romandichter Tolstoi stimmen mag. Die Todesangst, die ihm neben der Unzufriedenheit mit seiner Halb-

heit von früh auf am härtesten zugesetzt hat, trieb ihn in seinen letzten Tagen noch von der frommen Schwester fort. Er wollte irgendwohin reisen. Reiner wußte recht das Ziel. Aber er ahnte es wohl, den nahen Tod. Er starb in der Wohnung des Vorstehers einer kleinen Bahnstation, Wstapowo hieß sie. An einem grauen Novembermorgen 1910.

Es gibt ein ergreifendes Bild, das ergreifendste von all den vielen Tolstoi-Bildern, die man gemacht hat und die uns erschüttern um der Traurigkeit willen, die aus ihnen spricht. Es ist nicht eine der zahllosen Aufnahmen von ihm selbst. Dies Bild stellt eine Frau dar und ist in dem aufschlußreichen Buch der Tochter über „Tolstois Flucht und Tod“ enthalten. Es zeigt seine Frau, deren Anwesenheit sich der Greis verbeeten hatte. Sie steht draußen vor dem verschneiten hölzernen Sterbehaus und schaut liebevoll durch einen Spalt, den sie in das zugefrorene Fenster gebohrt hat, zu dem schlafenden Gatten, der sie nicht mehr vor sich lassen will. Man sieht ihr Gesicht nicht. Man merkt nur ihrem gebeugten Rücken an, daß sie weint.



Am Eulenspiegel-Brunnen in Braunschweig

Raimund und Nestroï.

So unähnlich diese beiden Wiener einander auch in ihrem Leben und Schaffen gewesen sind, der romantische Zaubertrickdichter und geistprühender Vormärz-Satiriker und Lustspielmacher, so haben sie doch eines gemeinsam: ein jeder von ihnen seinen Sparren. Bei Raimund war es die Hundesfurcht, die ihn seit Kindesbeinen heftete. Eine „dämonische Angst“, wie sie von ihm selber zuweilen verpöthet worden ist, vor den vierbeinigen Viechern, die manchen Menschen als die treuesten Kreaturen lieber als alle Leute sind. Bei Raimund steigerte sich diese Hundesangst bis zur krankhaften Zwangsvorstellung. Er gehörte ja überhaupt zu der häufig vorkommenden Klasse der melancholischen Komiker. „In mir sitzt es tief und böse, was mich untergräbt“, schreibt er einmal von sich. „Und ich kann versichern, daß meine komischen Erfolge nur zu oft eine gründliche Desperation zur Mutter haben. Man sollte mirs oft nicht ansehen, welch ein trauriger Spaßmacher ich bin.“ Neben seiner Angst vor den Hunden plagte ihn auch noch unausgesetzt die Furcht, seine Stimme, die bei ihm freilich nie stark war, zu verlieren und damit nicht mehr als Schauspieler auftreten zu können. Ein Mäme mit dem er einmal eine Reise machte, hörte ihn früh am Morgen mehrfach tiefe und höhere Töne anschlagen, um zu erproben, ob seine Stimme noch vorhanden sei. Bereits zehn Jahre vor seinem Tode glaubte er schon auf einem Spaziergang, wo ihn ein Hund anknurrte, an der Tollwut zu erkranken. Er erklärte damals im vollen Ernst, man sollte einen Menschen, der von einem tollen Hund gebissen worden sei, auf der Stelle erschießen, um andere Menschen vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren. Man möchte beinahe glauben, er habe so lange mit der Angst vor einem tollen Hund gespielt, bis er wirklich einen solchen Anglistisch auf sich gezogen hätte.

Im August 1836 brachte ihm nun sein eigener Dadel, den er für gewöhnlich an der Kette hielt, eine kleine Verletzung bei. Und sofort wühlte Raimund wieder Tollwut zu haben, zumal er nun vernahm, daß der Kläffer auch andere Leute gebissen habe und deswegen im Auftrag der Ortsbehörde geißelt worden sei. Alles war ein bloßes Hirngespinnst, wie sich später herausstellte. Aber der nervenschwache verfolgungswahnsinnige Dichter entschloß sich daraufhin, sich selber den Tod zu geben. Mit einem Revolver, den er stets bei sich führte, schloß er sich, genau wie Kleist, in den Mund. Aber da die Pulverladung zu schwach gewesen war, drang die Kugel nur bis zur Mitte des Hirnschädels und blieb dort stecken. Unterhalb Tage mußte der Vermisste noch leiden, bis ihn der Tod erlöste. „Wenn meine vielen Wiener Feinde mich so lähen, phantasierte er sich noch zuletzt zusammen, „sie würden mich nie beneiden.“

Nestroï, sein Lockerer, um elf Jahre jüngerer Landsmann, dessen ersten Riesenerfolg mit „Pumpazi Bagabundus“ Raimund noch erlebt hat, schlug sich während seines ganzen äußerlich so fidele erscheinenden Daseins auf Erden mit einer beständigen Todesfurcht herum. Und zwar spitzte sich diese Furcht bei ihm zu der Angstvorstellung zu, er würde als Scheintoter lebendig begraben werden. In seinem Testament hat er angeordnet, daß man die verschiedensten Vorsichtsmaßnahmen bei seinem Beichnam anwenden solle, ehe man ihn der Erde überliefern. Ganz genau hat er dies beschrieben, damit er nur ja nicht als noch Lebender in die Gruft gesenkt würde. Als diese Monomanie des Lustspielchreibers in Wien bekannt wurde, schlug einer der frühesten Gesellen, die oft mit ihm auf der Bühne Zug gemacht hatten, folgendes vor: Man möge doch in dem Sarg einen Klingelzug

anbringen, der in einer Verbindung mit dem Totengraber stehe, auf daß Nestroï, falls er im Grabe aufwachen sollte, dem Manne schellen könnte. „Witt' schön! Einen noch lebenden Beichnam gütigst gleich wieder abholen!“ Aber ein anderer, ein grantiger, riet davon ab: „Um Himmels willen nicht! Sonst, wenn der Nestroï das Klingelzeichen hört, kommt er gleich wieder auf die Bühne stolz und spielt uns die besten Rollen weg!“

Der Alkohol!

Ueber die große Rolle, die der Wein und andere rausch-erzeugende Stoffe im Leben vieler Künstler gespielt haben, könnte man ein dickes Buch zusammen schreiben. Manchen bot er, maßvoll gemessen, nur eine schöne leichte Anregung. Manchen aber wurde er auch zum bösen vernichtenden Gift. Der Wein und noch mehr sein gemeinerer und gefährlicherer Bruder, der Schnaps. „Solange ich Wein trank, war ich noch zu retten. Seitdem ich mich dem Teufel Absinth verabschiedet habe, ist mein Körper verloren.“ beichtet irgendwo der französische Sänger Alfred de Musset. Auch Baudelaire sein Nachfolger auf dem Pariser Parnas, hat häufig in seinem Leben zum Schnaps gegriffen. Und noch häufiger und stärker hat es der dritte in diesem Bunde, Verlaine, getan. Aber bei Baudelaire zeigt sich schon, was sich später bei Oskar Wilde wiederholt hat, daß der Genuß des Alkohols, wenn man sich ihm in der konzentrierten Form des Biskors ergibt, schnell abstumpfend wirkt, also daß der ihm Verfallene bald noch zu härteren Reizmitteln greifen muß. Zu Haschisch, wie es Baudelaire getan hat, oder zu Morphinum oder Kokain, das in seinen letzten Jahren vielfach von Wilde zur Betäubung genommen wurde.

Bei uns in Deutschland ist es bei den meisten Dichtern beim Wein geblieben. Die künstlichen Paradiese, die der französische Dichter geprießen hat, sind hierzulande weniger betreten worden. Nicht aus Mäßigkeit, sondern weil die Möglichkeit an solche fremdländischen Gifte zu gelangen, hier bisher und namentlich in den Vorkriegszeiten mehr erschwert war als anderswo. Doch zu der Schar der Dichter, denen der Alkohol in der Form des Weins zum Hemmnis oder gar zur Vernichtung geworden ist, können wir ein ganz erkleckliches Kontingent stellen. Zu den maßvollen Trinkern hat Goethe gehört, der selten am Tage über zwei Flaschen Wein kam, die regelmäßige Zuweisung die sich, nebenbei gesagt, auch Schopenhauer täglich in seinem „Schwanen“ zu Frankfurt angeeignet ließ. Auch Schiller und Hölderlin sprachen als am Nedar Geborene, dem Wein sehr gern zu. Hölderlin sonderbarerweise sogar noch in seinem jahrzehntelangen Wahnsinn. Doch nahmen beide, von Kindheit auf an dies Getränk, die Milch des Schwabenvolkes, gewöhnt, sich meist sehr in acht und ließen es selten zum Rausch kommen.

Wichtige Trinker sind unter unseren Dichtern vor allem — um nur die oberen göttlichen Schmelzer zu nennen — Jean Paul, E. Th. A. Hoffmann, Fritz Reuter und Grabbe gewesen. Jean Paul, der zuweilen behauptet, er betränke sich in Bayreuth allabendlich nur aus Verweilung über den Stumpfsein seiner Mitbürger, war in der Hauptsache ein Biervertilger. Die Liebe zu seinem Kulmbacher war es ja auch, die ihn am stärksten veranlaßte, seinen Wohnsitz in der allen markgräflichen Stadt zu nehmen. Der Gespenster-Hoffmann zog den Rheinwein allen anderen geistigen Getränken vor. Ließ sich indessen auch von seinem Freund, dem romantischen Schauspieler Ludwig Deubert, ohne viel Widerstreben bei Luther und Wegener zu Sekt als dem Ambrosia Deuberts verlocken. Auch in Punschmischungen stärkerer Sorte soll er sich hervorragen haben. Nach wahlloser in der Vertilgung des Alkohols in jeglicher Form ist Fritz Reuter gewesen, ein sogenannter Quarzalkäufer, der wochenlang leidlich mäßigern lebte und dann plötzlich in einem Wirt zu beherrschenden Anfall alles, was berauscht macht, auf Stunden und Tage in sich hineingugieße. Es ist traurig, wenn man liest, daß Reuter selber den Reim und Grund zu seiner verhängnisvollen Leidenschaft sich in der „Festungstid“ geholt haben will, als man ihn als Aufschneider und Demagogen trotz des wiederholten Einspruchs der mecklenburgischen Regierung in Preußen von Festung zu Festung schleifte.

Am widerstandslosesten aber ist wohl Christian Dietrich Grabbe, der Dichter des „Napoleon“, dem Alkohol zum Opfer gefallen. Dem Brantwein und hundsgemeinen Fusel nämlich, den er, der arme, früh verstorbene Poet, dem Wein vorzog, weil der Schnaps ihn billiger und rascher aus dem Elend hob und festig oder, wie er sagte, benüßelt machte. Dies Teufelswasser, auch Tigermilch von ihm genannt, begleitete ihn bis auf sein Totenbett in der ärmlichen Wohnung seiner Mutter in Detmold. Die gute alte Frau, die ihn auch aus ihrer Tasche — sie war Wäscherin — einen Grabstein geholt hat, war die einzige, die den Poeten in seinen Tobfuchtsanfällen, die sich ab und zu als Folgeerscheinung des Trunkes bei ihm einstellten, zu beruhigen wußte.

Eines Mends kam sie später von ihrem harten Dienst und fand den Sohn, den sie pflegte, in höchster Erregung vor. Er hatte in seinem Säuwahn, wie Luther, vermeint, den leibhaftigen Teufel vor sich in einer Stubende zu sehen, den Teufel Alkohol indessen, durch den er so böse gequält worden war. Und hatte die Medizinflaschen, die neben seinem Bett standen, wie ein Pfaffen auf der Wartburg sein Tintenfaß, gegen den Satan geschleudert. Die Mutter war nicht im geringsten ängstlich über die Schenken, die ihr Sohn angerichtet hatte. „Hast recht, Kuck!“ beschwichtigte sie den herumfuchtelnden Dichter und rügte zu seiner Entmannung noch ein paar alte Flasche ans Bett. Und als er nicht mehr werfen konnte, half ihm die Alte dabei, also daß eine Weile Mutter und Sohn ihre Wirtschafte gegen den Beischuß entkandten, der dem Schöpfer des „Hannibal“ sein kurzes Leben lang an der Leber genagt hatte.

Lustige Ecke

Galgenhumor.

Der zwölfjährige Muttermörder Tobias Angeheuer soll in zwei Stunden dem Henker übergeben werden. Ein Pfarrer betritt seine Zelle mit den Worten: „Ich komme als Diener des Herrn, um Sie auf Ihre letzte Stunde vorzubereiten.“

„Bemühen Sie sich nicht“, sagt der Sträfling, „in spätestens zwei Stunden werde ich Ihren Chef persönlich sprechen!“

Nicht so einfach.

Arzt: Sie müssen entschieden einige Tage das Zimmer hüten.

Patient: Welches, Herr Doktor?

Arzt: Das ist eine seltsame Frage.

Patient: Na, ich habe doch eine Siebenzimmerwohnung!

Hausfrau (zu ihrem Mann, dem beim Reparieren der Dachrinne die Leiter weggerutscht ist): „Trink schnell diese Tasse Fleischbrühe, damit du deine Kräfte behältst, bis ich Hilfe herbeigeht habe.“ (London Opinion.)

Zwölf Männer werden erschossen

Von Richard Suelkenbeck.

Ich war in Nanking, als die Armee Mupelfus dort ihr Hauptquartier hatte. Vor einem alten bausfälligen Wamen werten zwei vielgestreifte Flaggen; und einige Soldaten mit merkwürdigen Tellermützen, Raftuniformen und hohen Gamaschen wehrten dem andringenden Publikum. Das war die kriegsrische Zentrale. Ein kleiner kugelförmiger General erschien manchmal hinter den Fenstern. Man konnte die goldenen Sterne auf seiner Brust leuchten sehen. Mupelfu selbst nicht hier, man erzählte sich, er trauete sich nicht von einem Torpedoboot, das irgendwo im Jangtse ankerte.

Eine leise Komik ging von diesen Militärs aus; es wäre schwer, zu sagen, worin sie bestand. Waren es die Tellermützen, die wie Topfdeckel über die runden mongolischen Schädel rutschten? War es die eilige Art, mit der der besternte General in seinem Wamen verschwand? Waren es die Schnauzbärte der Offiziere, die in meinem Kopf eine unklare Milchvorstellung von mongolischem Feldwebel und Seelöwe wach werden ließ?

Dann aber wurde ich eines Tages daran erinnert, daß diese Menschen bitterernste Ziele hatten. Ich wohnte im Bridge-Hotel, der einzigen erträglichen europäischen Unterkunft. Zum Diner sitzt man im Smoking unter schnatternden Ladies, er gibt Hummer-Cocktail, und eine kleine Kapelle sucht die unglaubliche Mächtigkeit der Räume mit Stimmung zu füllen. Die Besizerin, eine etwas großköpfige Dame aus Manchester, schlägt uns vor, am folgenden Tag die Minggräber zu besuchen. Man werde ein Auto mit einem zuverlässigen Chauffeur chartern, der Fremdenhaß sei groß, aber als Deutsche brauchten wir keine Furcht zu haben. „Ja, wenn Sie Engländer wären“, meint die Dame aus Manchester lächelnd. Als sie den Mund aufmacht, sehe ich gebannt auf eine große funkelnde Goldplombe.

Am folgenden Morgen sind die bambusüberdeckten Straßen von quieschender Musik erfüllt. Manchmal klingt es, als wenn hundert Bassstimmen brüllten, dann hört es sich an, als schiffe einer ein Messer auf einem großen Teller.

Ummmm... ummmmm... ein Pauke. Eine kommandierende Stimme erhebt sich aus gleichmäßigem Geräusch, das nur von den Schritten marschierender Soldaten herrühren kann.

„Der Chauffeur wird Sie heute nicht fahren können!“ sagt die Dame aus Manchester.

„Und warum?“

„Um...“

Das Stadtviertel ist in Aufregung, die Leute auf der Straße halten sich an ihren Kitteln fest. In einem Kaufkauten, der uns schräg gegenüberliegt, sehe ich den weißhaarigen Besitzer in sehr erregtem Gespräch mit einer Frau. Dann entdeckt man den Portier des Hotels, der die Hände auf den Rücken gelegt hat und in seiner blauen Arbeitschürze würdevoll dasteht. Er spricht einen dreimal gebrochenen englischen Slang, die Nasenflügel bebend dabei vor Anstrengung.

„General Hsi Lu läßt zwölf Männer erschießen...“

„Was haben sie getan...?“

Ma, der Portier, zuckt die Achseln.

Die Delinquenten gehen mit gesenkten Köpfen, man hat ihnen die Hände auf dem Rücken zusammengewunden. Manchmal hebt einer die Augen, sieht starr und ruhig voraus, senkt wieder den Blick.

Die Menge ist grausam, sie sucht schreiend den Kordon der Soldaten zu durchbrechen; Ma sagt mir, das Schreien enthalte nichts als Beschimpfungen. Man male den Verbrechern die Qual des Todes aus, man wünsche ihnen, daß sie in der Erde stinkend zerfielen, daß die Ratten ihre Lippen und Zungen frähen.

Was haben sie denn getan? Ma weiß es nicht, aber er beteiligt sich an dem Gebrüll.

Es ist ein seltsamer Anblick, das Herz schlägt einem langsamer. Ich denke: „Es ist nicht wahr, daß der Tod diesen asiatischen Völkern nichts bedeutet. Das Gebrüll, die Farben, die Musik machen die Hinrichtung zu einer furchterlich intensiven Handlung. Der Blutgeruch ist einem schon auf der Zunge, ehe noch die Gewehre geknallt haben.“

Die begleitenden Soldaten sind von verschiedenem Charakter. Einer stößt plötzlich einem der Delinquenten den Gewehrfolßen in den Rücken, so daß dieser fast auf den Bauch fällt. Ein anderer zieht einen Delinquenten das Ohrklappchen lang und freut sich über das Beifallsgeräusch der Menge. Aber dann ist einer da, ein kleiner, unscheinbar aussehender Soldat, der von dem funkelnden Bajonett weit überragt wird. Der Kleine nimmt eine Zigarette aus seiner Hosentasche und steckt sie einem der Gebundenen in den Mund. Es findet sich ein Streichholz, man lacht, man unterhält sich. Die Musik, die Messerschäufel, Gitarrenklapper und Kaschettbrüller setzen zu größerer Leistung an. Man naht sich dem Wamen, in dem der kugelförmige General mit den Ordenssternen wohnt.

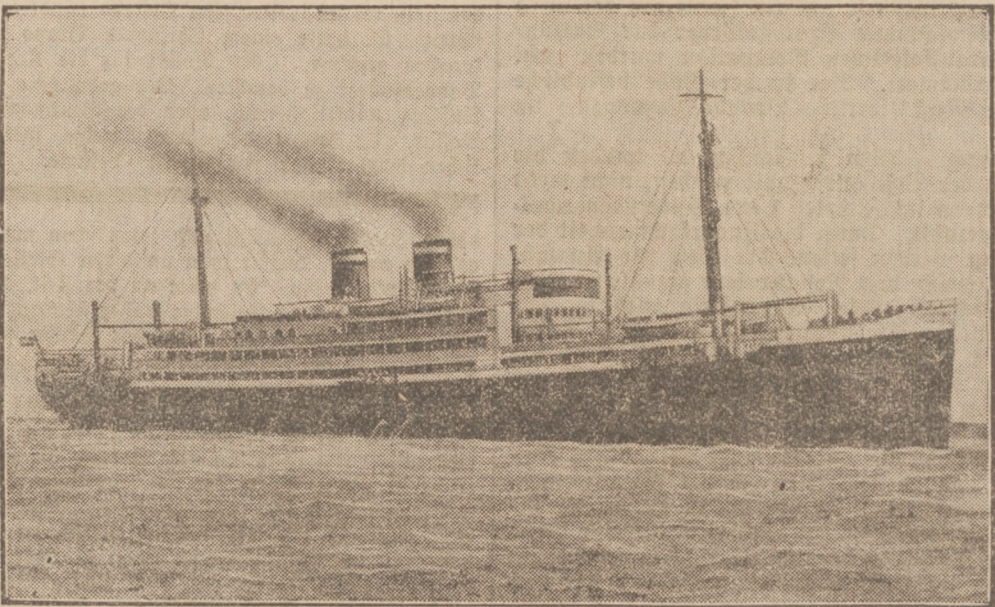
Der Zug hält einen Augenblick, die Delinquenten stehen wie Pferde, denen man die Zügel angezogen hat. Mehrere mit gebeugtem Rücken, starren die aufgerissene Erde an. Andere heben den Blick. Die Musik endet mit schrillum Aufschrei, ein Offizier prescht vom Wamen zum Hinrichtungszug, ein anderer läuft aus der Kompanie die Treppentufen hinauf. Wichtiges Geflüsch, dann Kommandos. Die Delinquenten werden mit kleinen Kolbenstößen aufmerksam gemacht. Ich habe drei Hinrichtungen beobachtet, zwei in Gefängnishöfen, einer im Felde — hier sieht alles ganz anders aus. Vor uns ist ein Feld, auf dem kleine Steinhäuser stehen; hinter dem Feld läuft der Ringwurm der zerbrockelten alten Stadtmauer.

Man hat sich neben mich gedrängt. „Sehen Sie“, sagt er, „dort ist das Tor, durch das Sie fahren müssen, wenn Sie zu den Minggräbern wollen. Ich werde dem Chauffeur Bescheid sagen. Wie unsere Herrschaften wollen zu den Minggräbern, aber der Chauffeur ist neu und ich glaube auch ein wenig dumm...“

Ma lacht selbstgefällig; die Soldaten mit den Tellermützen grenzen ein Karree ab und drängen die Volksmenge mit den Bajonetten zurück. Vor mir steht ein Offizier, er laßt auf seinem Schnauzbart, faßt an seine Säbelscheite, tritt unruhig von einem Fuß auf den anderen. Ich stehe so dicht hinter ihm, daß ich sehe, wie das Lederband, welches ihm den Rücken hinabläuft, einen breiten, schweißigen Rand auf der Raftuniform gemacht hat.

Die Leute wollen nicht zurücktreten, die Soldaten müssen energischer werden. Es wird geschucht. Als ein Soldat einem dicken Compradore mit der flachen Hand auf den Bauch schlägt, lacht man laut. Die Berge sind braun und flach, die Stadt liegt in ihnen wie in einer Schüssel. Wo die Sonne nicht hinfällt, werfen die Zaden einen dünnen, violetten Schatten. Von der wartenden Menge fliegt mein Blick weit hinaus, ich erinnere mich, daß die Engländerin mir gesagt hat, dort gäbe es eine Unmenge von Hafen und Rehen. Ich frage sie, ob ein Jagdschein nötig sei. Nein, man nehme sich ein Gewehr und knalle das Wild herunter.

Wie diese Menschen hier, von denen mir niemand sagen kann, was sie verbrochen haben! Sie knien nun, zwischen ihren gebundenen Händen baumelt ein Stück Strid. Einer hat in einer Lehmhüte keinen bequemen Platz, er kriecht mühsam einen Schritt weiter und hält an, als er meint, es sei so richtiger für ihn. Niemand schreit, niemand tobt, niemand setzt sich dem drohenden Gesicht mit Mut zur Wehr. Was mögen sie denken? Es wird einen Schlag geben, einen Bliß, man wird ins Endlose hingestreckt. Ich sehe, wie der Delinquent, der aus der Lehmhüte getrocknet ist, den Kopf zu drehen sucht. Er will wissen, ob sie kommen. Es interessiert ihn, wie lang es noch dauert. Diese eine Begegnung läßt die Schauerlichkeit der ganzen Handlung ins Riesengroße wachsen. Man erinnert sich, daß da wirkliche Menschen knien, keine Puppen. Aber es kommt noch besser; derjenige, der getrocknet ist, mit den plumpen, langsamen Bewegungen eines rückwärts gebundenen Menschen, spricht zu seinem Todesnachbarn. Ich hörte deutlich die beiden Stimmen, es ist der unverkennbare harte Dialekt der Nanking-Gegend. Auch



Brand auf dem Dampfer „Orinoco“

Auf dem im Hamburger Hafen liegenden Sapaadampfer „Orinoco“ brach ein Brand aus, der nach kurzer Zeit von der Feuerwehr gelöscht werden konnte, jedoch erheblichen Schaden anrichtete.

Wie schnell wachsen Fingernägel

Je nach der Volkstrasse ist das Wachstum des menschlichen Körpers mit dem 24. bis 29. Lebensjahre abgeschlossen. Vereinzelt trifft man noch ein Wachstum bis zum 30. Jahre an. Der Haarwuchs des Menschen und das Wachstum der Finger- und Zehennägel gehen statt dessen ständig weiter. Allerdings ist die Schnelligkeit verschieden. Zehennägel sind rascher als Fingernägel, die im Zeitraum eines Tages durchschnittlich um sechs Zehntel Millimeter vorrücken.

Angenommen, der Zehennagel eines erwachsenen Menschen würde niemals abgeschnitten, so hätte dieser Nagel im Zeitraum von fünf Jahren schon die hübsche Strecke von 150 Zentimetern erreicht. Bemerkenswert ist es auch, daß die Nägel der rechten Hand rascher wachsen, als die der linken, vielleicht kann man diese seltsame Erscheinung mit der stärkeren Inanspruchnahme der rechten Hand erklären, die durch die stärkere Blutzirkulation zu rascherem Stoffwechsel angeregt wird.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowik — Welle 408,7.

Sonntag. 10.15: Übertragung des Gottesdienstes. 11.58: Berichte. 12.10: Übertragung des Symphoniekonzertes. 15.00: Vorträge. 16.00: Volkstümliches Konzert. 17.15: Vortrag: In weiß und schwarz. 17.40: Unterhaltungskonzert. 19.30: Vorträge. 20.00: Literarische Stunde. 20.15: Übertragung aus Warschau. 22.15: Berichte. 23.00: Tanzmusik.

Montag. 12.05: Mittagskonzert. 16.15: Kinderstunde. 17.15: Plauderei über Radiotechnik. 19.05: Verschiedene Vorträge. 20.30: Übertragung einer Operette aus Warschau. 22.15: Verschiedene Berichte. 23.00: Tanzmusik.

Warschau — Welle 1411.

Sonntag. 10.15: Übertragung des Gottesdienstes. 11.58: Verschiedene Berichte. 12.10: Morgenkonzert der Philharmonie von Warschau. 14.00: Vorträge. 16.20: Schallplattenkonzert. 16.40: Vortrag. 16.55: Schallplattenkonzert. 17.40: Orchesterkonzert. 19.25: Verschiedene Vorträge. 20.00: Literarische Stunde. 20.30: Konzert. 21.45: Stunde für Posen. 22.15: Verschiedene Nachrichten. 23.00: Tanzmusik.

Montag. 12.05: Schallplattenkonzert. 13.10: Wetterbericht. 15.00: Handelsbericht. 16.15: Kinderstunde. 16.45: Konzert. 19.10: Vortrag. 19.25: Schallplattenkonzert. 20.00: Vorträge. 22.15: Verschiedene Berichte. 23.00: Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 253.

Breslau Welle 325.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten. *) 12.55 bis 13.06: Neuer Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitanzeige, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung. *) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonntags und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitanzeige, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung *) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A-G.

Sonntag. 8.45: Morgenkonzert auf Schallplatten. 9.15: Übertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9.30: Fortsetzung des Morgenkonzerts. 11.00: Evangelische Morgenfeier. 12.00: Mittagskonzert. 14.00: Rätselspiel. 14.10: Sport. 14.35: Schachfunk. 15.00: Stunde des Landwirts. 15.25: Kinderstunde.

Ma machte mich auf diesen Vorfall aufmerksam, er weist mit seinem fetten Finger auf die Sprecher.

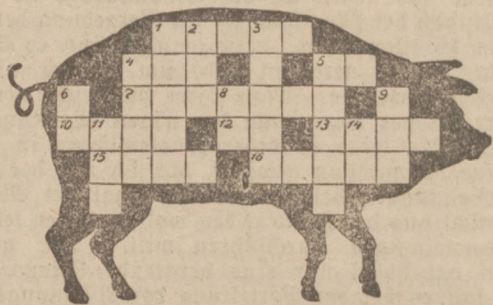
Es gibt jetzt neue Aufregung, die Menge drängt zusammen, die Soldaten reden ihre Bajonette, und der Offizier vor mir schlägt die Gamaschen zusammen. Der kugelförmige General erscheint, er muß die Einrichtung mit seiner Gegenwart beehren. Sein Gesicht strahlt amtliche Würde. Der Mann trippelt im Karree herum und wirft einen sachlichen Seitenblick auf die Knien.

Die Spannung ist groß geworden, ich kann es nicht mehr ertragen. Ich will weg, ins Bridge-Hotel, ich kann diese Schauspiele nicht mehr sehen. Warum fangen sie nicht an? Warum bringen Sie die schreckliche Sache nicht zu Ende?

Der kleine General hält immer noch Konferenz mit zweien seiner Offiziere, aber dann löst sich plötzlich ein Soldat aus der Reihe, nimmt sein Gewehr von der Schulter und tritt auf die Angeständel zu. Ich will das Furchtbare nicht näher beschreiben. Es treten noch mehr Soldaten vor, dann knallt es zwölfmal hintereinander. Verzerrte Gesichter fallen ins Gras, die gebundenen Finger verkrampfen sich. Auf dem Heimwege sage ich zu Ma, er möchte die Wirtin um meine Rechnung bitten. Ich müßte heute abend mit dem Expreß nach Schanghai fahren.

Rätsel-Gate

Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1. Teil der Getreidepflanze, 4. Körper, 5. Spielkarte, 7. Feiertag, 10. Abgrenzung, 12. Fluß in Sibirien, 13. Stadt in Ägypten, 15. Gestalt aus dem alten Testament, 16. Stadt im Rheinland.

Senkrecht: 1. Teil des Ferkels, 2. Straußenart, 3. deutscher Dichter, 4. Gewürz, 5. Kurort in der Schweiz, 6. Fläschennagel, 8. Frauenfigur aus der griechischen Sage, 9. Nebenfluß der Weichsel, 11. lateinische Bezeichnung für „Luft“, 14. Tonstufe der italienischen Skala.

Auflösung des Zahlenrätsels

1. Chamberlin.
2. Hermelin.
3. Almanach.
4. Maria.
5. Bernina.
6. Eichel.
7. Raabe.
8. Liebermann.
9. Zimmermann.
10. Nachen.

Auflösung des Silbenrätsels

Allen Lesern des Volkswille ein frohes Weihnachtsfest und ein gesundes neues Jahr.

1. Aulin, 2. Lehrer, 3. Venau, 4. egalisieren, 5. Nachen, 6. Lahore, 7. Ente, 8. Sechsm, 9. Elb, 10. Ries, 11. Nashorn, 12. Detektiv, 13. Emu, 14. Sonabend, 15. Widimatum, 16. Operette, 17. Leiter, 18. Randare, 19. Signalment, 20. Wiebel, 21. Bösen, 22. Käufer, 23. Lange, 24. Erde, 25. Ebene, 26. Institut, 27. Renner, 28. Fieber, 29. Roulette, 30. Ofen, 31. Hasard, 32. Esbjerg, 33. Smaragd, 34. Wohnung, 35. Europa.

Allen Metallarbeitern, Setzern und Maschinisten
 sei hierdurch mitgeteilt, daß die „Energie-Kalender“ für 1930
 vergriffen sind und nicht mehr geliefert werden können. Be-
 stellungen sind daher zwecklos.

Betreffs der Goutour am 6. Januar 1930, welche geändert werden muß, findet am Sonntag, den 29. Dezember, vormittags 10 Uhr, im Vereinszimmer des Volkshauses in Königshütte eine Bezirkskonferenz statt, wozu alle Ortsgruppenvorstände und Kassierer um ihr pünktliches Erscheinen gebeten werden.

Bergbauindustriearbeitervorstandssitzungen am Sonntag, den
29. Dezember 1929.

Zahlstelle Salenze und Bismarckhütte, um 9½ Uhr, bei Goltz, ul. Wojciechowskiego 86. Es ist Pflicht sämtlicher Vorstandsmitglieder, zu der Sitzung zu erscheinen. Tagesordnung wird in der Sitzung bekannt gegeben.

Programm der D. S. J. B., Königshütte.

Sonnabend, den 28. Dezember: Falken-Zusammenkunft.
Sonntag, den 29. Dezember: Heimabend.

Rattowik. (Holzarbeiter.) Sonntag, den 29. Dezember, 10 Uhr vormittags, im Zentralhotel Mitgliederversammlung. Referent: Gen. Peschka. Pünktliches Erscheinen aller Kollegen ist Pflicht.

Königshütte. (Naturfreunde.) Am Sonnabend, den 28. December, abends 8 Uhr, findet im Volksbause die Vorstandssitzung statt. Die Vorstandsmitglieder sowie die Revisoren werden gebeten, pünktlich und vollständig zu erscheinen.

Schwientochowitz. Die Wahlkommissionsmitglieder und Zettelverteiler werden hiermit zu einer Sitzung eingeladen, welche am Neujahrstage, vormittags 11 Uhr, bei Scholtysjec stattfindet.

Pipine. (S. vesterfeier.) Am 31. Dezember findet im Saale bei Polat-Biasniti eine Silvesterfeier statt, zu der sämtliche Mitglieder der Freien Gewerkschaften, Genossen, Genossinnen der Partei, sowie der Frauengruppe Arbeiterwohlfahrt, herzlich eingeladen sind. — Am Sonntag, den 29. Dezember, nachmittags um 3 Uhr, findet im Saale bei Mahon die Generalversammlung des Bergbaubindustriearbeiterverbandes statt. Es ist Pflicht sämtlicher Mitglieder, zu erscheinen. Ref. zur Stelle.

Friedenshütte. Maschinisten und Heizer. Am Sonntag, den 29. Dezember, vormittags 10 Uhr, findet im Sittentafino unsere Generalversammlung statt. Der Neuwahlen wegen ist vollzähliges Erscheinen der Mitglieder notwendig.

Siemianowiz. (Silvesterfeier des Ortskartells.) Der Ortsausschuß der Freien Gewerkschaften in Siemianowiz veranstaltet am 31. Dezember, abends 6 Uhr, im Lokale Rozbon eine Silvesterfeier, zu der die Angehörigen herzlichst eingeladen werden.

Zanow-Nickischacht. (Bergbauindustrieverband.)
Am Montag, den 6. Januar (Drei Königsfeiertag), nachmittags
3 Uhr, findet bei Kotzba in Zanow unsere Generalversamm-
lung mit einem Vortrag statt. Wegen der Wahl des Vorstandes
ist es Pflicht aller Verbandstameraden, zu erscheinen.

Eichenau. (Bergbauindustrieverband.) Am Sonntag, den 29. Dezember, nachmittags 3 Uhr, findet im bekannten Lokale die Mitgliederversammlung des Bergbauindustriearbeiterverbandes statt. Zu dieser Versammlung werden die Mitglieder gebeten, die Mitgliedsbücher zwecks Revision mitzubringen. Ref. Kam. Nietzsch.

Wyslowitz. (Silvesterfeier der D. S. M. P.) Am 31. December findet in unserem Lokale eine Silvesterfeier statt, zu welcher sämtliche Genossen, Genossinnen, Sangeschwestern und -brüder, wie auch die Mitglieder des Zithervereins herzlich eingeladen sind. Allerlei Befestigungen, Ueberraschungen und a. S. find auf der Tagesordnung.

Myslowitz. (Zitherverein.) Sonntag, den 29. Dezember, nachmittags 3 Uhr, Zusammenkunft bei Chylinski.

Myslowitz. (Gesangverein.) Sonntag, den 29. Dezember, nachmittags 5 Uhr, Gesangsprobe, zu welcher um vollzähliges Erscheinen ersucht wird.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Johann
Nowoll, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil:
Anton Rzytcki, wohnhaft in Katowice. Verlag und Druck:
„Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice,
Kościuszki 29.

Billige Preise!

Imber-Triple

staung: Th. Bist in L. Zur Nach-
handlung ist Gerbs-Greme beson-
ders zu empfehlen. Zu haben in
allen Apotheken Drogerien und Par-
fumerien.